

T. E. LAWRENCE

DIE
SIEBEN SÄULEN
DER WEISHEIT
LAWRENCE VON ARABIEN



Leseprobe

Thomas Edward Lawrence
Die sieben Säulen der Weisheit. Lawrence von Arabien

Klassiker der Weltliteratur,
Inspirationsquelle für Frank
Herberts »Dune – Der
Wüstenplanet«

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €



Seiten: 864

Erscheinungstermin: 04. Oktober 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Noch immer umgibt ihn der Glanz des Heldenhaften: Lawrence von Arabien. Als die arabischen Völker sich 1916 gegen die Herrschaft des Osmanischen Reiches erheben, kämpft der Engländer Thomas Edward Lawrence an vorderster Front in ihren Reihen. Als britischer Agent soll er den Interessen seines Landes dienen und den Aufständischen zum Sieg verhelfen. Doch seine Loyalität gehört ebenso sehr den Völkern der Wüste, denen er in Freundschaft und Bewunderung verbunden ist. Lawrence' grandioser Bericht über den arabischen Freiheitskampf ist ein Glanzstück der europäischen Literatur und diente auch Frank Herbert als Inspirationsquelle für sein Sci-Fi-Epos »Dune – Der Wüstenplanet«.

Autor

Thomas Edward Lawrence

T. E. Lawrence wurde 1888 in Wales geboren. Bereits als Student durchstreifte er als Forschungsreisender die arabische Halbinsel und erwarb sich umfangreiche Kenntnisse in Sprache und Kultur. »Die sieben Säulen der Weisheit« erschien zunächst 1926 in Kleinstauflage und wurde erst nach Lawrence' Tod 1935 zum Sensationserfolg. David Leans monumentale Verfilmung »Lawrence of Arabia« wurde 1963 mit 7 Oscars ausgezeichnet.

Lawrence von Arabien
Die sieben Säulen der Weisheit

LAWRENCE VON ARABIEN

Die sieben Säulen der Weisheit

Aus dem Englischen von
Dagobert von Mikusch

Anaconda

Titel der englischen Originalausgabe:
Thomas Edward Lawrence, *Seven Pillows of Wisdom. A Triumph.*
London: Jonathan Cape Ltd. 1926.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noor1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind in Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021, 2023 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Alinari Archives, Florence / Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef
Satz und Layout: Roland Pofertl Print-Design, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7306-1028-2
www.anacondaverlag.de

INHALT

EINLEITUNG

Beginn des Aufstandes

7

ERSTES BUCH

Die Entdeckung Faisals

53

ZWEITES BUCH

Die Eröffnung der arabischen Offensive

118

DRITTES BUCH

Ablenkungsmanöver

185

VIERTES BUCH

Ausdehnung bis Akaba

269

FÜNFTES BUCH

Halbzeit

382

SECHSTES BUCH

Der Überfall auf die Brücken

473

SIEBENTES BUCH

Der Feldzug am Toten Meer

566

ACHTES BUCH

Hohe Hoffnungen werden zerstört

635

NEUNTES BUCH

Vorbereitungen für den letzten Ansturm

676

ZEHNTES BUCH

Das Haus ist errichtet

737

ANHANG

Materialien zur Textgeschichte

841

Ortsregister

852

Namensregister

856

EINLEITUNG

Beginn des Aufstandes

ERSTES KAPITEL

Mancherlei Abstoßendes in dem, was ich zu erzählen habe, mag durch die Verhältnisse bedingt gewesen sein. Jahre hindurch lebten wir, aufeinander angewiesen, in der nackten Wüste unter einem mitleidlosen Himmel. Tagsüber brachte die brennende Sonne unser Blut in Gärung und der peitschende Wind verwirrte unsere Sinne. Des Nachts durchnäßte uns der Tau, und das Schweigen unzähliger Sterne ließ uns erschauernd unsere Winzigkeit fühlen. Wir waren eine ganz auf uns selbst gestellte Truppe, ohne Geschlossenheit oder Schulung, der Freiheit zugeschworen, dem zweiten der Glaubenssätze des Mannes – ein so verzehrendes Ziel, daß es alle unsere Kräfte verschlang, eine so erhabene Hoffnung, daß vor ihrem Glanz all unser früheres Trachten verblaßte.

Mit der Zelt wurde unser Drang, für das Ideal zu kämpfen, zu einer blinden Besessenheit, die mit verhängtem Zügel über unsere Zweifel hinwegstürmte. Er wurde zu einem Glauben, ob wir wollten oder nicht. Wir hatten uns in seine Sklaverei verkauft, hatten uns zu einem Kettentrupp aneinandergeschmiedet, hatten uns mit all unserem Guten und Bösen seinem heiligen Dienst geweiht. Der Geisteszustand gewöhnlicher Sklaven ist schrecklich genug – sie haben die Welt verloren –, wir aber hatten nicht den Leib allein, auch die Seele der alles beherrschenden Gier nach Sieg überantwortet. Durch eigenen Willensakt hatten wir Moral, Selbstbestimmung, Verantwortung von uns getan, daß wir waren wie dürre Blätter im Wind.

Das unausgesetzte Kämpfen entäußerte uns der Sorge um unser eigenes Leben und das anderer. Um unseren Hals lag der Strick, und auf unsere Köpfe waren Preise gesetzt, die bewiesen, daß uns der Feind scheußliche Marter zgedacht hatte, wenn er

uns fing. Täglich ging einer von uns dahin, und die Überlebenden sahen sich nur wie eben noch fühlende Puppen auf Gottes Bühne; in der Tat, unser Meister war erbarmungslos, erbarmungslos, solange sich unsere blutenden Füße noch weiterschleppen konnten. Der Ermattende beneidete die, die erschöpft genug waren, um zu sterben; denn der Erfolg schien so weit entfernt und Mißlingen eine nahe und gewisse, wenn auch bittere Erlösung von der Qual. Wir lebten stets in höchster Spannung oder tiefster Erschlaffung unserer Nerven, auf dem Wellenkamm oder im Wellental des Gefühls. Diese Machtlosigkeit war qualvoll für uns und ließ uns nur für das Nächstliegende leben, unbekümmert darum, was wir Böses taten oder erlitten, da körperliches Empfinden sich als ein armselig Vergängliches erwies. Grausamkeiten, Verirrungen, Lüste glitten über die Oberfläche dahin, ohne uns tiefer zu beunruhigen; denn die Sittengesetze, die gegen solcherlei unberechenbare Ausbrüche aufgerichtet schienen, mußten doch nur schwächliche Worte sein. Wir hatten erfahren, daß es Erschütterungen gab, die allzu übermächtig, Leid, das allzu tief, Ekstasen, die allzu hoch waren für unser sterbliches Ich, um überhaupt verzeichnet werden zu können. Wenn das Gefühl diesen Gipfel erreicht hatte, setzte das Gedächtnis aus, und der Verstand lief leer, bis wieder die Alltäglichkeit Platz gegriffen hatte.

Solches Hingerissensein durch die Idee gab dem Geist freien Spielraum und entführte ihn in unbekannte Gefilde; aber er verlor dabei die gewohnte Herrschaft über den Körper. Unser Körper war zu grob, um das Übermaß der Leiden und Freuden zu empfinden. Darum entäußerten wir uns seiner als Plunder, ließen ihn, indes wir vorwärtsstürmten, beiseite liegen, ein atmendes Phantom nur noch, hilflos sich selbst überlassen und Einflüssen ausgesetzt, vor denen unser Instinkt in normalen Zeiten zurückgeschreckt wäre. Die Männer waren jung und kraftvoll; ihr heißes Blut verlangte unbewußt sein Recht und peinigte den Leib mit unbestimmtem Verlangen. Entbehrungen und Gefahren, dazu ein Klima, das denkbar marternd war, entfachten die männliche Glut nur noch mehr. Wir hatten nirgends einen Platz für uns allein, kein dickes Kleid, das unser Mensch-

liches verbarg. In jeder Hinsicht lebten wir ohne Geheimnis voreinander.

Der Araber ist von Natur enthaltsam; und der allgemeine Brauch, früh zu heiraten, hatte in den Stämmen unregelmäßige Gewohnheiten fast ganz ausgeschaltet. Die öffentlichen Mädchen in den wenigen Siedlungen, die wir in den langen Monaten unseres Umherschweifens antrafen, bedeuteten unseren Leuten nichts, selbst wenn ihr übertünchtes Fleisch schmackhaft gewesen wäre für einen Mann mit gesunden Sinnen. In Abscheu vor solcher schmuddeligen Angelegenheit begannen die Jungen unter uns unbekümmert ihr wenig Verlangen einander an den eigenen sauberen Körpern zu löschen – mehr ein nüchternes Sichabfinden, das, vergleichsweise, unleiblich und selbst rein erschien. Später suchten einige dieses leere Beginnen zu rechtfertigen und beteuerten, daß Freunde, gebettet im schmiegsamen Sand in erhabener Umschlingung der glühenden Körper gemeinsam erbebend, dort im Dunkel verborgen einen sinnlichen Widerhall fänden für die geistige Leidenschaft, die unsere Seelen zu großem Tun entflammte. Andere wieder, danach dürstend, Begierden zu züchtigen, deren sie nicht ganz Herr zu werden vermochten, fanden einen grausamen Stolz darin, ihren Körper zu erniedrigen, und boten sich mit grimmiger Freude zu allem dar, was physischen Schmerz oder Ekel mit sich brachte.

Zu diesen Arabern wurde ich als ein Fremdling gesandt, unfähig, ihre Gedanken zu denken oder ihre Anschauungen zu teilen, aber mit der Pflicht betraut, sie vorwärtszuführen und jegliche Bewegung unter ihnen, die England in seinem Krieg nützen konnte, zur höchsten Höhe zu entfalten. Wenn ich auch ihr Wesen nicht anzunehmen vermochte, konnte ich doch mein eigenes unterdrücken und bewegte mich unter ihnen ohne offenkundige Reibungen, vermied Streit oder Kritik und gewann unmerklich Einfluß. Da ich ihr Kamerad war, will ich nicht ihr Lobredner oder Verteidiger sein. Heute, wieder in meinen gewohnten Kleidern, könnte ich den Zuschauer spielen, unterworfen den Empfindsamkeiten unseres Theaters ... aber es ist ehrlicher, zu gestehen, daß damals unsere Gedanken und Taten

nichts Außergewöhnliches an sich hatten. Was jetzt wie Unmaß und Grausamkeit aussieht, erschien im Felde unvermeidlich oder gerade nur als eine unwichtige Formalität.

Blut war immer an unseren Händen, dazu waren wir ja ermächtigt. Verwunden und Töten erschien als ein nebensächliches Geschäft, so hart und schonungslos ging das Leben mit uns um. Da die Sorge um Erhaltung des Lebens so groß war, mußte der Wille zur Bestrafung mitleidlos sein. Wir lebten für den Tag und starben für ihn. Hatten wir Anlaß oder Wunsch zu strafen, so schrieben wir unverzüglich unseren Spruch mit Kugel oder Peitsche in die Haut des Verurteilten ein, und damit war der Fall in letzter Instanz erledigt. Die Wüste gestattete nicht das ausgeklügelt bedächtige Verfahren von Gericht und Kerker.

Gewiß, unsere Erquickungen und Freuden kamen mit der gleichen Heftigkeit über uns wie unsere Leiden; aber für mich im besonderen waren sie von geringerem Gewicht. Beduinenart ist schwer zu ertragen, selbst für den, der unter ihnen aufgewachsen ist, für den Fremden aber furchtbar: sie ist wie Tod schon im Leben. Wenn der Marsch oder das Tagewerk beendet war, besaß ich nicht mehr die Kraft, Eindrücke festzuhalten, oder auch die Neigung, das Liebenswerte zu sehen, das wir bisweilen an unserem Wege fanden. In meinen Aufzeichnungen hat eher das Grausige als das Schöne Platz gefunden. Sicher genossen wir die seltenen Augenblicke des Friedens und des Vergessens stärker; aber ich erinnere mich mehr der Qualen, der Schrecknisse und Verirrungen. In dem, was ich geschrieben habe, ist nicht unser ganzes Leben enthalten (denn es gibt Dinge, die kühlen Bluts zu wiederholen die Scham verbietet); aber was ich geschrieben habe, ist ein Teil unseres Lebens, wie es wirklich war. Gebe Gott, daß niemand, der meine Geschichte liest, verführt von dem Zauber der Fremde, hinauszieht, um sich und seine Gaben im Dienst einer fremden Rasse zu erniedrigen.

Wer sich und sein Selbst Fremden zum Eigentum gibt, führt das Leben eines Yahoo*, hat seine Seele an einen Sklavenwärter

*Vertierte Rasse in Gullivers Reisen. (A. d. Ü.)

verschachert. Er gehört nicht zu ihnen. Er kann sich gegen sie stellen, sich seine Sendung einreden, die anderen zurechthämmern und -biegen zu etwas, was sie aus sich selbst heraus niemals geworden wären. Dann beutet er seine frühere Umwelt aus, um sie aus der ihrigen herauszudrängen. Oder er kann, wie ich es tat, sie nachahmen, und zwar so gut, daß sie ihn in unechter Weise wiederum nachahmen. Dann gibt er seine eigene Umwelt auf und maßt sich die ihrige an; aber Anmaßungen sind hohl und wertlos. In keinem Fall tut er etwas aus seinem Selbst heraus, noch etwas so Echtes, das ihm voll entspräche (von dem Gedanken an Bekehrung abgesehen), und überläßt es den anderen, aus dem stummen Beispiel zu entnehmen, was ihnen beliebt.

In meinem Fall brachte mich die Mühe dieser Jahre, die Kleidung der Araber zu tragen und ihre Geistesart nachzuahmen, um mein englisches Ich und ließ mich den Westen und seine Welt mit neuen Augen betrachten: sie zerstörten sie mir gänzlich. Andererseits konnte ich ehrlicherweise nicht in die arabische Haut hinein – ich tat nur so. Leicht kann ein Mensch zum Ungläubigen gemacht werden, aber schwer ist es, ihn zu einem anderen Glauben zu bekehren. Ich hatte eine Form abgestreift, ohne eine andere anzunehmen; und das Ergebnis war ein Gefühl tiefster Vereinsamung im Leben und der Verachtung, nicht der Menschen, aber alles dessen, was sie taten. Solches Losgelöstsein kam in einer Zeit über den Mann, als er von überlanger körperlicher Anstrengung und Absonderung erschöpft war. Sein Körper schleppte sich mechanisch weiter, während sein vernünftiges Denken ihn verließ und von außen kritisch auf ihn herabblickte, sich fragend, was dieser wertlose Ballast eigentlich tat und warum. Manchmal unterhielten sich die beiden Ichs im Leeren; und dann war der Irrsinn nahe, wie er wohl einem Menschen nahe sein kann, der die Dinge gleichzeitig durch die Schleier von zweierlei Sitten, zweierlei Bildung, zweierlei Umwelt zu betrachten vermochte.

ZWEITES KAPITEL

Die erste Schwierigkeit der arabischen Bewegung lag in der Feststellung, wer eigentlich »Araber« war. Da sie ein zusammengewürfeltes Volk sind, hat ihr Name im Lauf der Jahre seinen Inhalt geändert. Einst bedeutete er »ein Arabischer«. Es gibt ein Land, das Arabien heißt; doch damit ist nichts gewonnen. Es gibt eine Sprache, das Arabische, und das führt uns zum Ziel. Sie ist die gemeinsame Umgangssprache in Syrien und Palästina, in Mesopotamien und auf der großen Halbinsel, die auf der Karte mit Arabien bezeichnet ist. Vor dem Sieg des Islams waren diese Gegenden von verschiedenen Völkern bewohnt, die Sprachen der arabischen Sprachgruppe gebrauchten. Wir nennen sie das Semitische, was (wie die meisten wissenschaftlichen Bezeichnungen) ungenau ist. Indessen waren das Arabische, Assyrische, Babylonische, Phönizische, Hebräische, Aramäische und Syrische doch verwandte Sprachen; und die Merkmale gemeinsamer Einflüsse in der Vorzeit oder sogar eines gemeinsamen Ursprungs wurden durch die Erkenntnis bestätigt, daß Sitten und Gebräuche der heute arabischsprechenden Völker Asiens zwar bunt wie ein Mohnfeld sind, doch im wesentlichen übereinstimmen. Man kann sie mit vollem Recht Verwandte nennen – wunderliche Verwandte, die voreinander auf der Hut sind.

Das arabischsprechende Gebiet Asiens stellt ein unregelmäßiges Parallelogramm dar. Seine Nordseite läuft von Alexandrette am Mittelmeer quer durch Mesopotamien ostwärts zum Tigris. Die Südseite bildet die Küste des Indischen Ozeans von Aden bis Maskat. Im Westen ist es begrenzt vom Mittelmeer, vom Suezkanal und dem Roten Meer bis Aden. Im Osten vom Tigris und dem Persischen Golf bis Maskat. Dieses Viereck, so groß wie Indien, bildet das Heimatland der Semiten, in dem keine fremde Rasse dauernd Fuß fassen konnte, obwohl Ägypter, Hettiter, Philister, Perser, Griechen, Römer, Türken und Franken es verschiedentlich versucht haben. Alle sind schließlich unterlegen; und ihre verstreuten Reste gingen bald in der semitischen Rasse mit ihren stark ausgeprägten Merkmalen auf. Einige Male sind

die Semiten über dieses Gebiet hinausgedrungen und selber in der Außenwelt untergegangen. Ägypten, Algier, Marokko, Malta, Sizilien, Spanien, Kilikien und Frankreich haben semitische Kolonien aufgesogen und vernichtet. Nur in Tripolis, in Afrika und in der erstaunlichen Erscheinung des Weltjudentums haben Teile der Semiten ihre Eigenart und Stärke behauptet.

Der Ursprung dieser Völker ist eine wissenschaftliche Streitfrage. Aber für das Verständnis ihres Aufstandes sind ihre gegenwärtigen sozialen und politischen Unterschiede von Bedeutung, die nur bei Berücksichtigung ihrer geographischen Lage verstanden werden können. Ihr Gebiet zerfällt in mehrere große Abschnitte, deren außerordentliche landschaftliche Verschiedenheit die voneinander abweichenden Sitten ihrer Bewohner bedingt.

Im Westen, zwischen Alexandrette und Aden, wird das Parallelogramm von einem Gebirgsgürtel umrahmt, der im Norden Syrien heißt, dann weiter nach Süden zu Palästina, ferner Midian, Hedschas und zuletzt Jemen. Seine Durchschnittshöhe beträgt ungefähr dreitausend Fuß*, mit einzelnen Gipfeln von zehn- bis zwölftausend Fuß. Dieser Berggürtel ist nach Westen zu offen, ist gut bewässert durch Regen und feuchte Seewinde und im allgemeinen dicht bevölkert.

Eine andere Reihe bewohnter Höhenzüge bildet nach dem Indischen Ozean zu die Südseite des Parallelogramms. Den Ostrand bildet zuerst eine Alluvialebene, Mesopotamien genannt, dann im Süden von Basra an ein Flachufer mit den Landschaften Koweit, Hasa und Katr. Ein großer Teil dieser Ebene ist bevölkert.

Diese bewohnten Berggürtel und Ebenen umschließen ein dürres Wüstengebiet, in dessen Mitte ein Archipel wasser- und volkreicher Oasen liegt: Kasim und E'Riad. Diese Oasengruppen sind das eigentliche Herz Arabiens, das Gehege seines völkischen Geistes und einer selbstbewußten Eigenart. Die Wüste umschließt sie rings und hält sie von der Berührung mit der Außenwelt fern.

* 1 Fuß = 30,479 cm. (A. d. Ü.)

Die Wüste um die Oasen, die ihnen diesen großen Dienst leistete und so den Charakter der Araber formte, ist landschaftlich nicht einheitlich. Südlich der Oasen erscheint sie als ein unwegsames Sandmeer, das sich fast bis zu den Abdachungen an der Küste des Indischen Ozeans erstreckt und diese Gebiete von der Geschichte Arabiens und dem Einfluß arabischer Sitte und Politik ausschließt. Hadramaut, wie man diese Südküste nennt, gehört mit in die Geschichte Niederländisch-Indiens, und seine geistigen Fäden spinnen sich eher nach Java als nach Arabien. Im Westen der Oasen, bis zu den Höhen von Hedschas hin, liegt die Nedschwüste, meist aus Kies und Lava bestehend, mit kleinen Sandeinschüssen. Im Osten der Oasen, nach Koweit zu, erstreckt sich ebenfalls steiniger Boden, aber unterbrochen von großen Strecken losen Sandes, der einen Durchmarsch erschwert. Im Norden der Oasen liegt ein Sandgürtel; daran schließt sich eine ungeheure Ebene aus Kies und Lava an, die den ganzen Raum zwischen dem Ostrand Syriens und den Ufern des Euphrats bis zur Grenze Mesopotamiens ausfüllt. Der Umstand, daß dieser nördliche Teil der Wüste für Fußgänger und Automobile zugänglich ist, ermöglichte den vollen Erfolg des arabischen Aufstandes.

Die Berggürtel im Westen und die Ebenen im Osten gehörten stets zu den volkreichsten und lebendigsten Gebieten Arabiens. Besonders Syrien und Palästina, Hedschas und Jemen griffen von Zeit zu Zeit in die Geschichte des europäischen Lebens ein. Ihrer kulturellen Eigenart nach gehören diese fruchtbaren und gesunden Bergländer mehr zu Europa als zu Asien. Wie überhaupt die Araber ihre Blicke stets auf das Mittelmeer und nicht auf den Indischen Ozean gerichtet hielten, sowohl für ihre kulturellen Bedürfnisse und wirtschaftlichen Unternehmungen wie auch besonders für ihre Ausbreitung. Denn die Frage der Volksverschiebung bildet eine der stärksten und verwickeltsten Grundkräfte Arabiens; das gilt für das ganze Land, wie verschieden sie sich auch in den einzelnen Teilen gestalten mag.

Im Norden (Syrien) hatten die Städte infolge schlechter sanitärer Zustände und der ungesunden Lebensweise niedrige

Geburtenziffern und hohe Sterblichkeitsraten. Infolgedessen fand die überschüssige Landbevölkerung Aufnahme in den Städten und wurde von ihnen aufgesogen. Im Libanon, wo die sanitären Bedingungen besser waren, nahm die Auswanderung der Jugend nach Amerika von Jahr zu Jahr zu und droht (zum erstenmal seit den Tagen der Griechen) die Zukunft eines ganzen Landstrichs entscheidend zu beeinflussen.

Im Jemen war die Lösung anders. Dort gab es keinen auswärtigen Handel und keine Industriezentren, welche die Bevölkerung an ungesunden Orten aufhäufte. Die Städte waren nichts als Marktflecken, primitiv und ländlich wie die Dörfer. Infolgedessen nahm die Bevölkerung langsam zu; die Lebenshaltung sank auf einen sehr niedrigen Stand, und allgemein machte sich eine Übervölkerung fühlbar. Eine Auswanderung über das Meer war unmöglich; denn der Sudan war sogar noch unwohnlicher als Arabien. Die wenigen Stämme, die das Wagnis unternahmen, sahen sich, wenn sie sich behaupten wollten, genötigt, ihre Lebensweise und ihre semitische Kultur von Grund auf zu ändern. Eine Ausdehnung nach Norden längs der Berge war ebensowenig möglich; denn der Weg war durch die Heilige Stadt Mekka und ihren Hafen Dschidda versperrt. Diese Schranke wurde immer wieder durch Einwanderer aus Indien und Java, Buchara und Afrika verstärkt, die sich kräftig behaupteten und dem semitischen Wesen feindlich gegenüberstanden; und sie wurde trotz aller wirtschaftlichen, landschaftlichen und klimatischen Gleichklänge durch das künstliche Mittel einer Weltreligion aufrechterhalten. Die Übervölkerung im Jemen, nachgerade zu einem Notstand geworden, fand daher nur im Osten einen Ausweg, wobei die dünner gesäten Grenzbewohner immer weiter und weiter die Hänge der Berge hinabgedrängt wurden, die Wadis entlang, das halbwüste Gebiet der großen wasserreichen Täler von Bischa, Dawasir, Ranja und Taraba, die weiter nordwärts in die Nedschwüste führen. Die schwächeren Stämme mußten ständig wasserreiche Quellen und fruchtbare Landstücke gegen immer ärmere und weniger ertragreiche eintauschen, bis sie schließlich eine Gegend erreich-

ten, wo ein Ackerbau allein unmöglich wurde. Dort fingen sie an, ihren kärglichen Lebensunterhalt durch Schaf- und Kamelzucht zu ergänzen; und mit der Zeit wurde ihr Dasein immer mehr und mehr von diesen Herden abhängig.

Schließlich wurden die Grenzvölker, schon fast alle Hirten geworden, unter einem letzten Vorstoß der notleidenden Bevölkerung in ihrem Rücken auch aus der fernsten kleinen Oase hinaus in die unwegsame Wildnis getrieben und sie wurden nun Nomaden. Dieser Vorgang, den man heute bei einzelnen Sippen und Stämmen verfolgen kann, deren Wanderungen sich nach Ort und Zeit genau bestimmen lassen, muß schon am Anfang der vollen Besiedlung des Jemen begonnen haben. Die Wadis unterhalb von Mekka und Taif sind voll von Erinnerungen und Ortsnamen einiger fünfzig Stämme, die von dort ausgezogen sind und heute vielleicht im Nedschd, im Dschebel Schammar, im Hamad oder sogar an den Grenzen von Syrien und Mesopotamien zu finden sind. Dort begann die Wanderung, entstand das Nomadentum, entsprang der Golfstrom der Wüstenwanderer.

Die Wüstenvölker waren ebenso unstet wie die Bewohner der Bergländer. Die wirtschaftliche Grundlage ihres Lebens war ihr Bestand an Kamelen; für die Zucht am geeignetsten waren die kräftigen Hochlandweiden mit ihrem starken, nahrhaften Dornestrüpp. Von dieser Beschäftigung lebten die Beduinen; und sie wiederum formte ihr Dasein, bestimmte das Gebiet der einzelnen Stämme und hielt sie auf steter Wanderung von den Frühjahrs- zu den Sommer- und Winterweiden, je nachdem, wo die Herden ihre karge Nahrung fanden. Die Kamelmärkte in Syrien, Mesopotamien und Ägypten entschieden, wieviel Menschen die Wüste ernähren konnte, und regelten genau die Höhe ihrer Lebenshaltung. Gelegentlich kam es auch in der Wüste zu einer Übervölkerung im Vergleich zu den Ernährungsmöglichkeiten. Dann begannen die zahllosen Stämme einander zu schieben und zu stoßen, in dem natürlichen Drang, einen Platz an der Sonne zu finden. Südwärts zu unwirtlichem Sand oder Meer mochten sie nicht wandern. Westwärts konnten sie sich nicht wenden, denn die steilen Höhen von Hedschas

waren von den Bergvölkern dicht besiedelt, die den Vorteil einer natürlichen Verteidigungsstellung genossen. Manchmal stießen sie nach den zentralen Oasen von E'riad und Kasim vor; und wenn die Stämme, die neue Wohnsitze suchten, stark und kräftig waren, mochte es ihnen gelingen, sie teilweise zu besetzen. Wenn aber die Wüste ihre Kraft nicht gestählt hatte, wurden sie Schritt für Schritt nach Norden getrieben, in die Gegend zwischen Medina im Hedschas und Kasim im Nedschd, bis sie sich an der Gabelung zweier Wege befanden. Sie konnten sich nach Osten wenden, über Wadi Rumm oder Dschebel Schammar, und schließlich dem Batin bis Schamiye folgen, wo sie dann am unteren Euphrat Flußaraber wurden. Oder sie konnten langsam Sprosse für Sprosse die Leiter der westlichen Oasen erklettern – Henakijeh, Kheiber, Teima, Dschof und den Sirhan – bis sie sich glücklich dem Dschebel Drus in Syrien näherten oder ihre Herden in der nördlichen Wüste um Tedmur herum tränkten, auf dem Weg nach Aleppo oder Assyrien.

Aber auch dann wich der Druck nicht von ihnen: der unerbittliche Zug nach Norden dauerte an. Die Stämme wurden bis an den Rand der bebauten Gegenden Syriens oder Mesopotamiens gedrängt. Günstige Gelegenheit und die Magenfrage überzeugten sie von den Vorteilen, sich Ziegen und dann auch Schafe zu halten; und schließlich begannen sie Getreide zu bauen, wenn auch nur ein wenig Gerste für das Vieh. Sie waren nun nicht mehr Beduinen und litten ebenso wie die Dörfler unter den Raubzügen der nachdrängenden Nomaden. Ganz von selbst machten sie gemeinsame Sache mit der bereits ansässigen Landbevölkerung und fanden, daß auch sie nun Bauern waren.

So sehen wir also, wie Stämme, aus dem Hochland von Jemen gebürtig, von stärkeren Stämmen in die Wüste hineingetrieben und dort wider ihren Willen Nomaden werden, um sich am Leben zu erhalten. Wir sehen, wie sie Jahr für Jahr ein wenig weiter nördlich oder östlich wandern, wie sie gerade durch den einen oder anderen der Brunnenwege durch die Wüste geführt werden, bis endlich der Druck sie wieder aus der Wüste herausdrängt und sie sich ansiedeln, ebenso gegen ihren Willen, wie sie

vordem zum Nomadenleben gezwungen worden waren. Dieser Kreislauf erhielt den Semiten ihre Kraft. Es gibt wenige, im Norden vielleicht überhaupt keine, deren Ahnen nicht einmal in dunkler Vorzeit durch die Wüste gewandert wären. Jeder von ihnen trägt mehr oder weniger das Merkmal des Nomadentums an sich, der schärfsten und einschneidendsten Zucht.

DRITTES KAPITEL

Stammesangehörige und Städter in den arabischsprechenden Teilen Asiens sind nicht verschiedene Rassen, sondern Menschen auf verschiedenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stufen. Man kann also eine geistige Familienähnlichkeit bei ihnen voraussetzen, und es ist nur folgerichtig, daß sich gemeinsame Grundzüge in den Äußerungen aller dieser Völker feststellen lassen.

Schon gleich zu Anfang, bei der ersten Begegnung mit ihnen, fiel die Klarheit und Härte ihres Glaubens auf, der fast mathematisch genau in seiner Abgrenzung ist und durch seine Gefühlskälte abstößt. Die Semiten kennen keine Halbtöne in den Registern ihrer transzendentalen Schau. Sie sind ein Volk der Grundfarben, oder vielmehr des Schwarz und Weiß, und sehen die Welt stets nur in Umrisen. Sie sind dogmengläubig und verabscheuen den Zweifel, die Dornenkrone unserer Zeit. Sie haben kein Verständnis für unsere metaphysischen Bedenken oder unsere grüblerischen Fragestellungen. Sie kennen nur Wahrheit und Unwahrheit, Glauben und Unglauben, ohne unsere zögernden Vorbehalte der feinen Abschattierungen.

Nicht nur im Religiösen, auch ihrer ganzen Anlage nach bis in die feinsten Verästelungen ihres Wesens sind sie ein Volk des Schwarz und Weiß. Ihr Denken fühlt sich nur wohl im Extremen. Sie bewegen sich am liebsten in Superlativen. Manchmal schien Unvereinbares ihren Geist erfaßt zu haben, das sie dann in verknüpfter Folge vorbrachten; aber sie suchten nie einen Ausgleich, führten die Logik mehrerer einander widerspre-

chender Behauptungen bis zum unstimmigen Ende durch, ohne der Ungereimtheit gewahr zu werden. Mit kühlem Kopf und gelassenem Urteil, unerschütterlich ahnungslos ihrer Gedankengaloppaden, fielen sie aus einer Asymptote in die andere.

Sie waren ein geistig engbegrenztes Volk, dessen unentwickelte Verstandeskkräfte in sorglosem Gleichmut brachlagen. Ihre Phantasie war lebhaft, doch nicht schöpferisch. Es gibt so wenig arabische Kunst in Asien, daß man fast sagen könnte, sie besaßen überhaupt keine, obwohl die Höherstehenden freigebige Gönner waren und stets alle Talente gefördert haben, die ihre Nachbarn oder Hörigen in der Architektur, in der Keramik oder in anderen Handwerkskünsten entfalteten. Sie schufen auch keine großen Industrien, dazu fehlte es ihnen an Organisationstalent. Sie erfanden keine philosophischen Systeme, keine gestaltreichen Mythologien. Zwischen Stammesidolen und Höhlengottheiten steuerte ihr Dasein dahin. Als ein Volk, das unter allen am wenigsten angekränkelt war, nahmen sie das Leben als eine unproblematische Gabe, die keiner Rechenschaft bedurfte. Es war für sie etwas Unabweisbares, dem Menschen zur unumschränkten Nutznießung zugeteilt. Selbstmord war unmöglich, der Tod nicht beklagenswert.

Sie waren ein Volk der Verkrampfungen, der plötzlichen Ausbrüche, der Ideen, eine Rasse des individuellen Genies. Ihre Entladungen wurden um so auffälliger durch den Gegensatz zur Gelassenheit ihres Alltags, ihre großen Männer erschienen größer durch den Gegensatz zum Allzumenschlichen der Masse. Der Instinkt bestimmte ihre Überzeugungen, die Intuition ihr Handeln. Ihre Haupttätigkeit bestand in der Herstellung von Glaubensbekenntnissen; sie besaßen geradezu ein Monopol auf Offenbarungsreligionen. Drei davon haben sich unter ihnen erhalten, von denen zwei auch (in abgeänderten Formen) zu nichtsemitischen Völkern gelangten. Das Christentum hat, nach seiner Übertragung in den Geist des Griechischen, Lateinischen und Germanischen, Europa und Amerika erobert. Der Islam hat in verschiedenen Abwandlungen Afrika und Teile von Asien unterworfen. Das waren die Erfolge der Semiten. Ihre Mißerfolge

behielten sie für sich. Der Saum ihrer Wüsten war mit Trümmern von Glaubenslehren übersät.

Es ist bezeichnend, daß diese Reste gescheiterter Religionen gerade an den Grenzen zwischen Wüste und bebautem Land zu finden sind. Das weist auf die Entstehung all dieser Glaubenslehren hin. Sie stützten sich auf Behauptungen, nicht auf Beweisgründe, bedurften daher eines Propheten zur Verbreitung. Die Araber behaupten, daß es vierzigtausend Propheten gegeben hat; wir wissen von mindestens einigen Hundert. Keiner von ihnen kam aus der Wüste; doch ihr aller Leben verlief nach dem gleichen Muster. Ihrer Geburt nach gehörten sie in volkreiche Ortschaften. Ein unverständlich leidenschaftliches Sehnen trieb sie in die Wüste hinaus. Dort lebten sie längere oder kürzere Zeit in Betrachtung und Einsamkeit; und von dort kehrten sie mit einer Botschaft zurück, die, wie sie meinten, ihnen zuteil geworden war, um sie früheren, nun zweifelnden Gefährten zu predigen. Die Gründer der drei großen Glaubenslehren haben alle diesen Kreis durchlaufen. Diese vielleicht zufällige Übereinstimmung erhält gesetzmäßigen Charakter durch die gleichlaufenden Lebensgeschichten der tausend anderen, die scheiterten, deren Berufung gewiß nicht weniger echt war, aber denen Zeit und Entnüchterung keine ausgedörrten Seelen aufgehäuft hatten, bereit, in Flammen gesetzt zu werden. Für die Grübler in den Städten ist der Drang in die Öde stets unwiderstehlich gewesen, wohl nicht, weil sie Gott dort fanden, sondern weil sie in der Einsamkeit mit größerer Klarheit die lebendige Stimme hörten, die sie in sich trugen.

Der gemeinsame Grundgedanke aller semitischen Religionen, der erfolgreichen und der erfolglosen, war die immer gegenwärtige Idee der Nichtigkeit alles Irdischen. Aus tiefer Abneigung gegen die Materie predigten sie Entbehrung, Entsagung und Armut, und in der Luft einer solchen Lehre verflüchtigten sich rettungslos die Seelen der Wüste. Eine erste Erfahrung von ihrem Sinn für die Reinheit dieser Verflüchtigung machte ich in früheren Jahren, als wir weithin über die leicht gewellten Ebenen Nordsyriens geritten waren bis zu einer Ruine aus der Rö-

merzeit, die nach Meinung der Araber einst ein Wüstenschloß gewesen war, das ein Fürst der Grenzvölker für seine Königin errichtet hatte. Um den Bau noch schöner zu machen, war, wie sie erzählten, der Lehm nicht mit Wasser, sondern mit kostbaren Blumenessenzen geknetet worden. Meine Führer witterten gleich Hunden in der Luft, führten mich von einem zerfallenen Raum in den anderen und erklärten: »Das hier ist Jasmin, das Veilchen, das Rose.«

Aber zuletzt zog mich Dahoum mit sich: »Komm und rieche den schönsten Duft von allen!« Wir gingen in den Hauptraum, traten an die gähnenden Fensterhöhlen der östlichen Seite und tranken dort mit offenem Mund den leichten, reinen, unbeschwerten Wüstenwind, der uns umfächelte. Dieser sanfte Hauch war irgendwo jenseits des Euphrat entstanden, war viele Tage und Nächte lang über dürres Gras dahingestrichen bis zu diesem ersten Hindernis, den von Menschenhand errichteten Mauern des verfallenen Palastes. Es schien, als verweilte er zwischen ihnen, umschmeichelte sie, raunte ihnen etwas zu nach Kinderart. »Das ist der beste,« sagten sie zu mir, »er hat keinerlei Geschmack.« Meine Araber hatten allen Wohlgerüchen und Üppigkeiten den Rücken gekehrt und sich Dingen zugewandt, an denen Menschenhand keinen Anteil hatte.

Der Beduine der Wüste, der in ihr geboren und aufgewachsen ist, hat sich mit ganzer Seele dieser für Außenstehende allzu harten Kargheit hingegeben, aus dem zwar gefühlten, aber nicht bewußt gewordenen Grund, weil er sich in ihr wahrhaft frei findet. Er hat alle materiellen Bindungen, Annehmlichkeiten, Verfeinerungen, Luxus und sonstigen Ballast des Lebens hinter sich gelassen, um dafür eine persönliche Freiheit zu gewinnen, die von Elend und Tod bedroht ist. In der Armut sieht er keine Tugend an sich; er liebt die kleinen Freuden und Genüsse – Kaffee, frisches Wasser, Frauen –, die er sich noch leisten kann. Sein Leben bietet ihm Luft und Wind, Sonne und Licht, freien Raum und eine große Leere. Diese Natur blieb unberührt von Menschenwerk und Gabenfülle: nur den Himmel droben und drunten die jungfräuliche Erde. So kam er unbewußt Gott näher.

Gott hatte für ihn nichts Menschliches, nichts Faßbares, nichts Moralisches oder Ethisches, nichts, was auf die Welt oder ihn Bezug hatte, auch nicht die Natur, sondern das ἀχρώματος, ἀσχημάτιστο, ἀναφής (das Farblose, Gestaltlose, Körperlose). Er war also nicht durch Devestitur, sondern Investitur qualifiziert, der Inbegriff alles Tuns, Natur und Materie nur Spiegelungen von Ihm.

Der Beduine vermochte nicht Gott in sich zu suchen; er war zu gewiß, daß er in Gott war. Er konnte nicht fassen, daß Gott irgend etwas war oder nicht war. Nur Er allein war groß; dennoch war etwas Heimisches, etwas Alltägliches um diesen Gott der Natur Arabiens. Er war in ihrer Nahrung, ihren Kämpfen, ihren Begierden, war der allerhäufigste ihrer Gedanken, ihr vertrauter Helfer und Gefährte, in gewisser Weise unvorstellbar für jene, denen Gott so kunstvoll verschleiert ist aus Verzweiflung über ihre fleischliche Unwürdigkeit oder durch die Äußerlichkeiten der formalen Verehrung. Die Araber sahen keine Widersinnigkeit darin, Gott mit ihren Schwächen und Gelüsten niedrigster Art in Verbindung zu bringen. Er war das gebräuchlichste ihrer Wörter; und wir haben in der Tat viel an Beredsamkeit eingeübt, daß wir Ihn mit dem kürzesten und unschönsten unserer Einsilber benannten.

Der Glaube der Wüste scheint unaussprechbar in Worten und ist auch nicht mit Gedanken zu erfassen. Man unterlag leicht seinem Einfluß; und wer lange genug in der Wüste lebte, um ihrer endlosen Weite und Leere nicht mehr bewußt zu werden, der wurde unweigerlich auf Gott zurückgeworfen als einzige Zuflucht und Rhythmus des Seins. Der Beduine mochte nominell ein Sunnit, ein Wahhabi oder sonst irgend etwas in der semitischen Sphäre sein; aber das hatte für ihn kein Gewicht. Jeder einzelne Nomade hatte seine offenbarte Religion, nicht erfahren oder überliefert oder kundgetan, aber instinktiv in sich selbst; und so betonten alle semitischen Glaubenslehren, die zu uns kamen, die Leere der Welt und die Fülle Gottes; und ihre äußere Gestalt erfolgte auch entsprechend den Anlagen und Lebensumständen des Gläubigen.

Der Wüstenbewohner konnte mit seinem Glauben nicht nach außen wirken. Er ist niemals Evangelist oder Proselytenmacher gewesen. Er gelangte zu dieser intensiven Konzentrierung seines Ichs in Gott dadurch, daß er die Augen verschloß vor der Welt und vor den vielfältigen in ihm schlummernden Möglichkeiten, die nur durch Berührung mit Reichtum und Lockungen zur Auslösung kommen konnten. Er erlangte einen sicheren Glauben, einen starken Glauben, aber auf wie eng begrenztem Bezirk! Seine Erlebnisarmut beraubte ihn des Mitleids und ließ seine menschliche Güte entarten zu dem Bild der Wüstenei, in der er sich verbarg. So kam es, daß er sich kasteite, nicht nur, um frei zu sein, sondern, um sich zu gefallen. Damit folgte ein Schwelgen in Schmerz, eine Grausamkeit, die ihm mehr bedeutete als alle irdischen Güter. Der Wüstenaraber kannte keine Freuden, nur die des freiwilligen Entsagens. Er fand Wollust in der Selbstverleugnung, dem Verzicht, der Entäußerung. Er machte die Entblößung der Seele zu einer ebenso sinnlichen Angelegenheit wie die Entblößung des Körpers. Dadurch mag er vielleicht, ohne Gefahr zu laufen, seine Seele gerettet haben, aber in einer kalten Selbstsucht. Seine Wüste wurde zu einem Eiskeller gemacht, in dem für alle Zeiten eine Vision von der Alleinheit Gottes unversehrt, aber unerprobt aufbewahrt wurde. Dorthin konnten sich die Suchenden aus der Außenwelt für eine Weile zurückziehen und von diesem Losgelöstsein aus sich über die Wesensart der Generation klarwerden, die sie bekehren wollten.

Der Glaube der Wüste war für die Städter unmöglich. Er war zu fremdartig, zu einfach, zu wenig faßbar für die Übertragung und den allgemeinen Gebrauch. Die Idee, der Glaubenskern aller semitischen Religionen, war darin enthalten, aber sie mußte verdünnt werden, um für uns faßbar zu werden. Das Pfeifen der Geißel klang zu schrill für manche Ohren; der Geist der Wüste entwich durch unser gröberes Gewebe. Die Propheten kehrten mit ihrem Blick auf Gott aus der Wüste zurück, und durch ihr getrübbtes Medium (wie durch ein dunkles Glas) ließen sie etwas sehen von der Majestät und Herrlichkeit, deren volle Schau uns

blind, stumm, taub und zu dem gemacht hatte, was der Beduine geworden war, ein Abseitiger, ein Mensch für sich.

Die Schüler bemühten sich, nach der Lehre des Meisters sich und die Gläubigen von allem Irdischen loszulösen, aber straukelten dabei über die menschliche Schwäche und scheiterten. Der Bauer und Städter aber mußte, um leben zu können, sich Tag für Tag den Freuden des Verdienens und Schätzesammelns hingeben, und durch den Zwang der Umstände wurde er zum grobsinnigsten und materiellsten der Menschen. Der leuchtende Glanz der Lebensverachtung, der andere zur härtesten Askese führte, stürzte ihn in Verzweiflung. Kopflos vergeudete er sich, wie ein Verschwender, verpraßte die Erbschaft seines Fleisches mit einer sehnsüchtigen Hast nach dem Ende. Der Jude in der Metropole von Brighton, der Geizhals, der Anbeter des Adonis, der Lüstling in den Freudenhäusern von Damaskus, jeder war in gleicher Weise typisch für die Genußfreude der Semiten und nur andere Auswirkungen derselben Triebkraft, an deren anderem Pol die Selbstverleugnung der Essäer oder der Urchristen oder der ersten Kalifen stand, denen der Weg zum Himmel am leichtesten für die Armen im Geist erschien. Der Semit schwankte ständig zwischen irdischer Lust und Askese.

Die Araber konnten von einer Idee wie von einem Strick mit fortgerissen werden; die fraglose Hingabefähigkeit ihrer Gemüter machte sie zu willfährigen Sklaven. Keiner von ihnen würde sich der Bindung entzogen haben, bis der Erfolg da war und mit ihm Verantwortung, Pflichten, Bürden. Dann war die Idee dahin und das Werk endete – in Trümmern. Ohne einen Glauben konnte man sie bis ans Ende der Welt (nur nicht in den Himmel) führen, wenn man ihnen die Reichtümer dieser Erde und ihre Freuden zeigte. Wenn sie aber auf dem Weg, geleitet in dieser Weise, dem Propheten einer Idee begegneten, der keinen Ort hatte, wo er sein Haupt betten konnte, und leben mußte wie die Blumen auf dem Feld oder die Vögel unter dem Himmel, dann waren sie bereit, um seiner Offenbarung willen alle Reichtümer im Stich zu lassen. Sie waren unverbesserliche Kinder der Idee, haltlos und farbenblind, deren Körper und Seele für immer in

unvereinbarem Gegensatz standen. Ihr Geist war dunkel und seltsam, voller Höhen und Tiefen, der strengen Zucht entbehrend, aber glühender und fruchtbarer im Glauben als irgendein anderer auf der Welt. Sie waren ein Volk des ewigen Aufbruchs, für die das Abstrakte die stärkste Triebfeder war, der Anstoß zu unbegrenzter Kühnheit und Mannigfaltigkeit, und denen das Ende nichts bedeutete. Sie waren beweglich wie Wasser, und wie das Wasser werden sie schließlich vielleicht obsiegen. Seit dem Anfang der Tage sind sie in immer neuen Wellen gegen die Küsten des Irdischen angebrandet. Jede Welle brach sich, aber gleich dem Meer hatte jede ein winziges Stückchen von dem Fels, an dem sie zerschellte, abgetragen; und eines Tages, in vielen Menschenaltern, wird sie vielleicht ungehemmt über die Stelle hinwegrollen, wo einst die materielle Welt gewesen ist, und Gott der Herr wird über den Wassern schweben. Eine dieser Wogen (und nicht die letzte) wurde von mir unter dem Wehen einer Idee aufgerührt und ins Rollen gebracht, bis sie ihren Höhepunkt erreichte, sich überschlug und über Damaskus dahinbrandete. Die Auswaschungen dieser Welle, die zurückprallte vor dem Widerstand juristischer Festsetzungen, werden der nächsten Welle den Weg weisen, wenn in der Fülle der Zeiten die See von neuem aufgerührt werden wird.

VIERTES KAPITEL

Der erste große Vorstoß in das Gebiet um das Mittelmeer bewies der Welt die Wucht des Arabers, der in der Entflammung für kurzen Zeitraum eine ganz ungewöhnliche Kraft entfalten kann. Sobald aber die Spannung nachließ, offenbarte sich der Mangel an Ausdauer und Gründlichkeit im Charakter der Semiten. Die Provinzen, die sie erobert hatten, ließen sie rein aus Abneigung vor systematischer Arbeit verkommen und waren bei der Verwaltung ihres schlechtgefügteten und unzusammenhängenden Reichs auf die Hilfe ihrer neuen Untertanen oder tatkräftigerer Fremden angewiesen. So konnten schon im frü-

hen Mittelalter die Türken in den arabischen Staaten festen Fuß fassen, zuerst als Diener, dann als Gehilfen und schließlich als übermächtig gewordene Parasiten, die das Leben des alten Reichskörpers erstickten. Zuletzt kam eine Phase des Einreibens, als ein Hulagu oder Timur ihren Blutdurst stillten und alles niederbrannten und zerstörten, was durch einen Anspruch auf Überlegenheit ihren Zorn reizte.

Die arabische Zivilisation war abstrakter Art, mehr moralisch und intellektuell als physisch, und ihr Mangel an Gemeinsinn machte ihre ausgezeichneten individuellen Eigenschaften wertlos. Aber in ihrer Epoche waren sie vom Glück begünstigt: Europa war der Barbarei verfallen, die Erinnerung an griechische und lateinische Bildung schwand aus dem Gedächtnis der Menschen. Aus diesem Gegensatz heraus erschien das Nachahmungstalent der Araber schöpferisch und ihr Staat blühend. Aber sie erwarben auch wirkliches Verdienst dadurch, daß sie klassische Vergangenheit für die Zukunft des abendländischen Mittelalters bewahrten.

Mit dem Auftreten der Türken wurde diese Blütezeit zu einem entschwundenen Traum. Nacheinander gerieten alle Semiten Asiens unter ihr Joch und starben darunter langsam dahin. Ihrer Besitztümer wurden sie beraubt; ihr Geist schrumpfte ein unter dem erstarrenden Hauch eines Militärregiments. Türkische Herrschaft hieß Polizeigewalt; die politischen Theorien der Türken waren so roh wie ihre Praxis. Sie brachten den Arabern bei, daß die Interessen einer Sekte höher ständen als die des Vaterlands und daß die Nebensächlichkeiten der Provinz wichtiger wären als die Nation. Sie säten Uneinigkeit unter sie und brachten sie dahin, einander zu mißtrauen. Sogar die arabische Sprache wurde aus Gerichten und Ämtern, aus Verwaltung und höheren Schulen verbannt. Araber konnten nur dem Staate dienen, wenn sie ihre rassische Eigenart aufopfert. Diese Maßnahmen wurden nicht ruhig hingenommen. Die Beharrlichkeit der Semiten zeigte sich in den zahlreichen Aufständen in Syrien, Mesopotamien und Ägypten gegen die groben Formen türkischer Durchdringung; und ebenso erhob sich Widerstand gegen ihre

hinterhältigeren Versuche der Aufsaugung. Die Araber dachten nicht daran, ihre reiche und schmiegsame Sprache gegen das rohe Türkisch einzutauschen; statt dessen durchsetzten sie das Türkische mit arabischen Worten und hielten sich an die Schätze ihrer eigenen Literatur.

Sie verloren den Sinn für ihr Land, für ihre völkischen, politischen und historischen Erinnerungen. Aber um so fester hingen sie an ihrer Sprache und machten sie geradezu zu ihrem eigentlichen Vaterland. Die oberste Pflicht jedes Moslem war, den Koran zu studieren, das heilige Buch des Islams, nebenbei auch das größte arabische Literaturdenkmal. Das Wissen darum, daß diese Religion die seinige und nur er allein imstande war, sie vollkommen zu verstehen und auszuüben, gab jedem Araber einen erhöhten Standort, von dem aus er auf die kläglichen Leistungen der Türken herabblickte.

Dann kam die türkische Revolution, der Fall Abdul Hamids und der Sieg der Jungtürken. Sofort lichtete sich der Horizont für die Araber. Die jungtürkische Bewegung war eine Auflehnung gegen den hierarchischen Aufbau des Islams und gegen die panislamischen Theorien des alten Sultans, der den Anspruch erhoben hatte, als geistlicher Leiter aller Moslemin zugleich ihr alleiniger und absoluter weltlicher Herrscher zu sein. Unter dem Antrieb konstitutioneller Theorien vom souveränen Staat erhoben sich die jungen Politiker und warfen den Sultan ins Gefängnis. Zu einer Zeit also, da Westeuropa gerade anfing, die Nationalität um der Internationale willen aufzugeben und an Kriege dachte, die nichts mehr mit Rassenproblemen zu tun hatten, fing Westasien an, die Katholizität gegen eine nationalistische Politik einzutauschen und von Kriegen zu träumen, die nicht mehr für Glauben und Dogma, sondern für die nationale Selbständigkeit geführt wurden. Diese Bestrebungen hatten zuerst und am stärksten im nahen Osten eingesetzt, in den kleinen Balkanstaaten, und hatten sie durch fast beispielloses Märtyrertum zu ihrem Ziel geführt: der Loslösung von der Türkei. Später hatte es nationalistische Bewegungen in Ägypten, Indien, Persien und schließlich in Konstantinopel gegeben, wo sie von den neuen amerika-

nischen Erziehungsideen noch unterstützt und verschärft worden waren, Ideen, die, auf den alten Orient losgelassen, als gefährlicher Explosivstoff wirkten. Die amerikanischen Schulen, die nach den Grundsätzen freier Forschung unterrichteten, traten für Unabhängigkeit der Wissenschaft und unbeschränkte Meinungsäußerung ein. Ohne es zu wollen, lehrten sie die Revolution, denn es war für den Einzelnen in der Türkei unmöglich, zugleich ein moderner Mensch und ein treuer Untertan zu sein, wenn er einem der unterworfenen Völker angehörte – den Griechen, Arabern, Kurden, Armeniern oder Albanern –, über welche die Türken so lange zu herrschen vermocht hatten.

Im Vertrauen auf ihren ersten Erfolg ließen sich die Jungtürken von der Logik der von ihnen vertretenen Prinzipien weitertreiben und predigten als Protest gegen die panislamischen Bestrebungen die allgemeine Verbrüderung der Osmanen. Die unterworfenen Völker – weit zahlreicher als die Türken selbst – glaubten nur allzugern, daß man sie zur Mitarbeit am Bau des neuen Ostens aufgerufen habe. Erfüllt von den Lehren Herbert Spencers und Alexander Hamiltons, stellten sie eiligst ein Programm sehr weitgreifender Reformen auf und begrüßten die Türken als ihre Gesinnungsgenossen. Erschrocken über die Kräfte, die sie entfesselt hatten, erstickten die Türken das Feuer so schnell, wie sie es geschürt hatten. Die Türkei den Türken – Yeni-Turan – wurde ihre Parole. Späterhin richtete sich diese ihre Politik naturgemäß auf die Befreiung ihrer Irredenta – die von Rußland unterworfenen Turkvölker in Zentralasien. Aber zuvor mußten sie ihr eigenes Reich von den störenden fremden Volkselementen säubern, die sich der Türkisierung widersetzen. Die Araber, als der stärkste fremde Volksteil in der Türkei, mußten zuerst an die Reihe kommen. So wurden die arabischen Abgeordneten fortgejagt, die arabischen Bünde verboten, die arabischen Notabeln geächtet. Arabische Kundgebungen und die arabische Sprache wurden von Enver-Pascha noch rücksichtsloser unterdrückt als früher von Abdul Hamid.

Doch die Araber hatten einen Vorgeschmack der Freiheit bekommen. Sie konnten ihre Anschauungen nicht so rasch wech-

seln wie Kleider; und die stärksten Geister unter ihnen waren nicht so leicht niedergeworfen. Wenn sie türkische Zeitungen lasen, ersetzten sie in den nationalen Auslassungen das Wort »Türkisch« durch »Arabisch«. Unterdrückung trieb sie zur Gegenwehr. Da ihnen gesetzmäßige Auswege versperrt waren, wurden sie Revolutionäre. Die arabischen Gesellschaften bestanden unterirdisch weiter; aus liberalen Vereinen wurden Verschwörungsherde. Die »Akhua«, die arabische Muttergesellschaft, wurde offiziell aufgelöst. Sie wurde in Mesopotamien durch die gefährliche »Ahad« ersetzt, eine streng geheime Bruderschaft, die fast nur aus arabischen Offizieren der türkischen Armee bestand. Die Mitglieder schworen, sich die militärischen Kenntnisse ihrer Herren anzueignen und sie gegen diese im Dienste des arabischen Volkes zu gebrauchen, wenn der Augenblick des Aufstandes gekommen war.

Es war eine weit verbreitete Gesellschaft; sie besaß eine sichere Basis in den schwer zugänglichen Gegenden des südlichen Irak, wo Sayid Taleb, der junge John Wilkes* der arabischen Bewegung, die Macht in seinen gewalttätigen Händen hielt. Siebzig vom Hundert aller aus Mesopotamien stammenden Offiziere gehörten ihr an; ihre Zusammenkünfte wurden so geheim gehalten, daß die Mitglieder bis zuletzt die höchsten Stellen im türkischen Heer bekleideten. Als der letzte Zusammenstoß kam, Allenby zuschlug und die Türkei zusammenbrach, befahl ein Vizepräsident der Gesellschaft die Trümmer der Palästinaarmeen auf dem Rückzug, und ein anderer führte die türkischen Streitkräfte über den Jordan in die Gegend von Amman. Selbst später, nach dem Waffenstillstand, waren hohe Stellen der türkischen Verwaltung mit Männern besetzt, die bereit waren, sich auf ein Wort ihrer arabischen Führer hin gegen ihre Herren zu wenden. Den meisten von ihnen wurde ein solcher Befehl niemals erteilt; denn diese Gesellschaften waren nur proarabisch und gewillt, für nichts anderes als die arabische Unabhängigkeit zu kämpfen. Sie sahen keinen

* Oppositioneller Heißsporn zur Regierungszeit des Königs Georg III. von England. (A. d. Ü.)

Vorteil darin, die Alliierten an Stelle der Türken zu unterstützen, und schenkten unseren Versicherungen keinen Glauben, daß wir sie frei machen wollten. Viele von ihnen gaben auch einem durch die Türkei geeinten, wenn auch in elender Unterwerfung gehaltenen Arabien den Vorzug vor einem unter mehreren europäischen Mächten in Einflußsphären aufgeteilten und unter einer leichteren Herrschaft träge dahinlebenden Arabien.

Umfangreicher als die »Ahad« war die »Fetah«, der syrische Freiheitsbund. Die großen Grundbesitzer, Gelehrten, Schriftsteller vereinigten sich in dieser Gesellschaft mit gemeinsamem Eid, mit Losungsworten, Abzeichen, einer Presse und einem Bundesschatz zum Sturz des Türkischen Reichs. Die geräuschvolle Gewandtheit der Syrier – eines affenähnlichen Volkes, das viel von der japanischen Lebhaftigkeit hat, aber schwach ist – schuf in kurzer Zeit eine gewaltige Organisation. Sie sahen sich nach auswärtiger Hilfe um und wollten die Freiheit nicht durch Opfer, sondern Verhandlungen erringen. Sie knüpften Verbindungen an mit Ägypten, mit der Ahad (deren Mitglieder mit echt mesopotamischer Unbeugsamkeit jene ziemlich verachteten), mit dem Scherif von Mekka und mit Großbritannien, überall Bundesgenossen für ihre Sache suchend. Auch die Fetah wahrte streng das Geheimnis; und wenn auch die Regierung eine Ahnung von ihrem Bestehen hatte, gelangte sie doch nicht in den Besitz sicherer Beweisstücke über die Führer oder Mitglieder des Bundes. Sie mußte mit dem Zugriff warten, bis sie ausreichende Beweise gegenüber den englischen und französischen Diplomaten in der Hand hatte, die in der Türkei gewissermaßen die Funktion der öffentlichen Meinung ausübten. Der Kriegsausbruch 1914 rief die fremden Geschäftsträger ab und gab der türkischen Regierung Freiheit, zuzuschlagen.

Die Mobilmachung legte alle Macht in die Hände von Enver, Talaat und Dschemal – drei der rücksichtslosesten, konsequentesten und ehrgeizigsten Jungtürken. Sie zögerten nicht, alle nichttürkischen Strömungen im Staate auszumerzen, namentlich den arabischen und armenischen Nationalismus. Für den ersten Schritt wurde ihnen eine willkommene und brauch-

bare Waffe in den Geheimpapieren eines französischen Konsuls in Syrien geliefert, der in seinem Konsulat die Abschriften eines Briefwechsels (über die arabische Freiheitsbewegung) mit einem arabischen Bund zurückgelassen hatte. Dieser Bund, der nicht mit der Fetah in Verbindung stand, war von den Kreisen der schwatzhaften und wenig ernst zu nehmenden Intelligenz der syrischen Küstengebiete gegründet worden. Die Türken waren natürlich sehr froh darüber; denn gerade die Franzosen waren durch ihre koloniale Ausbreitung in Nordafrika bei den arabischsprachigen Teilen der Islamwelt sehr schlecht angeschrieben. Dschemal benutzte den Fund, um seinen Religionsgenossen zu beweisen, daß die arabischen Nationalisten ungläubig genug waren, das christliche Frankreich der mohammedanischen Türkei vorzuziehen.

Für Syrien brachten diese Enthüllungen natürlich wenig Neues; aber die Mitglieder des Bundes waren bekannte und geachtete, wenn auch etwas weltfremde Männer. Ihre Verhaftung und Verurteilung und die danach folgenden Verschickungen, Verbannungen und Hinrichtungen wühlten das Land im tiefsten auf und zeigten den Arabern des Fetah Bundes, daß sie daraus eine Lehre ziehen mußten, wenn ihnen nicht das gleiche Schicksal wie den Armeniern bevorstehen sollte. Die Armenier waren gut bewaffnet und organisiert gewesen, aber ihre Führer hatten sie im Stich gelassen. Sie waren einzeln entwaffnet und aufgegeben worden; die Männer hatte man hingerichtet, die Frauen und Kinder mitten im Winter nackt und hungrig in die Wüste hinausgetrieben, jedem Vorüberkommenden zur Beute, bis der Tod sie erlöste. Die Jungtürken hatten die Armenier vernichtet, nicht weil sie Christen, sondern weil sie Armenier waren; aus eben dem Grunde sperrten sie arabische Moslemin und arabische Christen gemeinsam in das gleiche Gefängnis und knüpften sie nebeneinander an dem gleichen Galgen auf. So war es Dschemal Pascha, der alle Klassen und Bekenntnisse Syriens unter dem Druck gemeinsamen Unglücks und gemeinsamer Gefahr einigte und damit die Vorbereitung des Aufstands ermöglichte.

Die Türken mißtrauten den arabischen Offizieren und Soldaten in ihrem Heer und hofften, sie nach den gleichen Methoden unschädlich machen zu können, die sie gegen die Armenier angewandt hatten. Anfangs standen dem Transportschwierigkeiten im Weg, und Anfang 1915 kam es in Nordsyrien zu einer bedenklichen Ansammlung arabischer Divisionen (fast ein Drittel der ursprünglichen türkischen Armee bestand aus Arabischsprechenden). Man verteilte sie, sobald es die Umstände gestatteten, schickte sie nach Europa, an die Dardanellen, nach dem Kaukasus, an den Kanal – überall hin, wo sie rasch in die Feuerlinie kamen und dem Gesichtskreis oder der Unterstützung ihrer Landsleute entzogen waren. Der »Heilige Krieg« wurde verkündet, der dem Banner »Einigkeit und Fortschritt« in den Augen der klerikalen Konservativen etwas von dem ehrwürdigen Heiligenschimmer der einstigen Kalifenheere verleihen sollte. Und der Scherif von Mekka wurde aufgefordert – oder es wurde ihm vielmehr befohlen –, dem Ruf Widerhall zu geben.

FÜNFTES KAPITEL

Die Stellung des Scherifs von Mekka war lange Zeit eine Anomalie gewesen. Der Titel Scherif bedeutete Abstammung vom Propheten Muhammed über seine Tochter Fatima und ihren älteren Sohn Hassan. Die Namen der echten Scherifs waren in den Familienstammbaum eingetragen, eine unendlich lange Liste, die in Mekka aufbewahrt wurde unter der Obhut des Emirs von Mekka, des erwählten Scherifs der Scherifs, der als der oberste und vornehmste von allen galt. Die Familie des Propheten hatte die letzten neunhundert Jahre die weltliche Herrschaft in Mekka innegehabt und zählte über zweitausend Mitglieder.

Die alte türkische Regierung betrachtete diese Sippe mantikratischer Fürsten mit gemischten Gefühlen, halb mit Ehrfurcht, halb mit Mißtrauen. Da sie zu mächtig waren, um beseitigt werden zu können, wahrte der Sultan dadurch seine Würde, daß er

ihren Emir feierlich in seiner Stellung bestätigte. Dieser formelle Akt gewann mit der Zeit tatsächlichen Inhalt, bis zuletzt der neue Träger des Titels gewahr wurde, daß erst dadurch seiner Wahl das endgültige Siegel aufgedrückt wurde. Schließlich fanden die Türken, daß sie zur wirksameren Kostümierung ihrer neuen panislamischen Idee den Hedschas unter ihren unbestrittenen Einfluß bringen mußten. Die Eröffnung des Suezkanals gab ihnen Anlaß, eine Garnison in die Heiligen Städte zu legen. Sie begannen den Bau der Hedschasbahn und stärkten ihren Einfluß unter den arabischen Stämmen durch Geld, Intrigen und militärische Streifzüge.

Nachdem so der Sultan seine Macht in jenen Gegenden gefestigt hatte, ging er daran, sich mehr und mehr neben dem Scherif und auch in Mekka zur Geltung zu bringen. Er unternahm es sogar, gelegentlich einen Scherif abzusetzen, der ihm zu groß geworden schien, und einen Nachfolger aus einem rivalisierenden Zweig der Sippe einzusetzen in der Hoffnung, durch Förderung der Uneinigkeit die üblichen Vorteile zu gewinnen. Schließlich holte Abdul Hamid einige Mitglieder der Sippe nach Konstantinopel und hielt sie dort in ehrenvoller Gefangenschaft. Unter ihnen war Hussein ibn Ali, der zukünftige Herrscher, der fast achtzehn Jahre in Konstantinopel festgehalten wurde. Hussein benutzte die Gelegenheit, um seinen Söhnen – Ali, Abdulla, Faisal und Seid – eine neuzeitliche Erziehung und Ausbildung zuteil werden zu lassen, was sie später befähigte, die arabischen Truppen zum Erfolg zu führen.

Nach dem Sturz Abdul Hamids wurde dessen Politik von den weniger klugen Jungtürken umgestoßen und der Scherif Hussein als Emir nach Mekka zurückgesandt. Er machte sich sogleich ans Werk, die Macht des Emirats unauffällig wiederherzustellen, unterhielt aber zugleich enge und freundschaftliche Beziehungen zu Konstantinopel durch seine Söhne Abdulla, den Vizepräsidenten des türkischen Parlaments, und Faisal, den Abgeordneten für Dschidda. Sie hielten ihn über die politischen Strömungen in der Hauptstadt auf dem laufenden, bis sie mit Beginn des Krieges eilig nach Mekka zurückkehrten.

Der Ausbruch des Krieges stürzte den Hedschas in Schwierigkeiten. Die Pilgerfahrten hörten auf, und damit kamen auch das Geschäftsleben und die Einkünfte der Heiligen Städte ins Stocken. Man fürchtete mit Recht, daß die aus Indien mit Lebensmitteln kommenden Schiffe ausbleiben würden (denn der Scherif war formell ein feindlicher Staatsangehöriger); und da die Provinz ja fast gar nichts für den eigenen Bedarf erzeugen konnte, bestand die Gefahr, daß sie in eine sehr mißliche Abhängigkeit von dem Wohlwollen der Türken geraten würde, die sie durch Einstellung des Verkehrs auf der Hedschasbahn aushungern konnten. Hussein war bisher niemals von der Gnade der Türken ganz und gar abhängig gewesen; und gerade in diesem ungünstigen Augenblick bedurften sie ganz besonders seiner Unterstützung für den »Dschehad«, für den Heiligen Krieg aller Moslemin gegen die Christenheit.

Um in der mohammedanischen Welt allgemein wirksam zu werden, mußte der Dschehad von Mekka sanktioniert werden; und in diesem Fall konnte allerdings der ganze Osten in Blut getaucht werden. Hussein war ehrenhaft, verschlagen, eigensinnig und überaus fromm. Er sah ein, daß der Heilige Krieg seinem Sinne nach mit einem Angriffskrieg unvereinbar war und zum Widersinn wurde mit einem christlichen Verbündeten: Deutschland. Daher lehnte er das Ansinnen der Türken ab und wandte sich zugleich mit der Bitte an die Verbündeten, seine Provinz nicht auszuhungern, da sein Volk an den Ereignissen keine Schuld trage. Daraufhin führten die Türken sofort eine Teilblockade der Hedschasbahn durch, eine strenge Überwachung des Verkehrs. Die Engländer gaben die Küsten des Hedschas für eine bestimmte Anzahl von Lebensmitteln frei.

Aber das türkische Ansinnen war nicht das einzige, das damals an den Scherif herantrat. Im Januar 1915 sandten ihm Jisin, Führer der mesopotamischen Offiziere, Ali Risa, Führer der Offiziere in Damaskus, und Abd el Ghani el Areisi für die syrische Zivilbevölkerung sehr bestimmte Vorschläge für einen militärischen Aufstand in Syrien gegen die Türkei. Das unterdrückte Volk von Mesopotamien und Syrien, die Komitees der »Ahad«

und »Fetah« riefen ihn, den Vater der Araber, den Moslim der Moslemin, den größten Fürsten und würdigsten Nachkommen des Propheten, auf, sie vor den finsternen Plänen Talaats und Dschemals zu schützen.

Hussein war als Politiker, als Herrscher, als Moslim, als Fortschrittler und als Nationalist gezwungen, diesem Ruf Folge zu leisten. Er sandte Faisal, seinen dritten Sohn, nach Damaskus, der als sein Vertreter sich über das Vorhaben der Aufständischen genauer unterrichten und ihm Bericht erstatten sollte. Ali, seinen ältesten Sohn, sandte er nach Medina mit der Weisung, in aller Stille und unter allen ihm gut erscheinenden Vorwänden unter den Bauern und Stammesangehörigen des Hedschas Truppen auszuheben und sie zum Losschlagen bereitzuhalten, wenn Faisal das Zeichen gab. Abdulla, sein zweiter, politisch befähigter Sohn, sollte auf schriftlichem Weg herauszubekommen suchen, welche Haltung die Engländer im Fall eines arabischen Aufstandes gegen die Türkei einnehmen würden.

Faisal berichtete im Januar 1915, daß die örtlichen Vorbedingungen für einen Aufstand vorteilhaft wären, daß aber die Entwicklung des Krieges sich nicht günstig anließe für ihre Hoffnungen. In Damaskus ständen drei Divisionen arabischer Truppen, die zum Aufstand bereit wären. Zwei weitere Divisionen in Aleppo, die mit arabischen Nationalisten durchsetzt wären, würden sich bestimmt anschließen, wenn die anderen losschlugen. Diesseits des Taurus stände nur eine türkische Division, so daß man mit Sicherheit annehmen könnte, Syrien schon im ersten Ansturm in Besitz zu bekommen. Andererseits zeige aber die Bevölkerung wenig Neigung, bis zum Äußersten zu gehen, und in militärischen Kreisen wäre man überzeugt, daß Deutschland den Krieg gewinnen würde, und zwar bald. Wenn aber die Alliierten ihr australisches Expeditionskorps (das in Ägypten zusammengestellt wurde) in Alexandrette landeten und so Syrien in der Flanke deckten, dann würde die Türkei, selbst auf die Gefahr eines deutschen Endsieges, vorher leicht zu einem Separatfrieden gezwungen werden können.

Ein Aufschub trat ein, da die Alliierten nicht in Alexandrette, sondern an den Dardanellen landeten. Faisal ging selbst nach Gallipoli, um sich an Ort und Stelle genau über die Lage zu unterrichten, da ein Zusammenbruch der Türkei das Signal für den arabischen Aufstand geben würde. Dann folgte die Stokkung während der Monate der Dardanellenkämpfe. In diesem blutigen Ringen wurde ein guter Teil der besten osmanischen Truppen aufgerieben. Die Schwächung der Türkei durch die ungeheuren Verluste war so groß, daß Faisal nach Syrien zurückging, da er den Augenblick zum Losschlagen für gekommen hielt, er fand aber, daß die Lage in Syrien inzwischen ungünstig geworden war.

Seine syrischen Anhänger waren verhaftet oder hielten sich versteckt, und ihre Freunde waren auf Grund politischer Anklagen gehängt worden. Die zum Aufstand bereiten arabischen Divisionen waren entweder an entfernte Fronten abgeschoben oder aufgelöst und in türkische Einheiten eingereiht worden. Die arabische Landbevölkerung war zum türkischen Militärdienst eingezogen, und ganz Syrien war dem erbarmungslosen Dschemal-Pascha ausgeliefert. Alle Haupttrümpfe Faisals waren also dahin.

Faisal schrieb seinem Vater und riet zu weiterem Aufschub, bis England völlig bereit und die Türkei der Erschöpfung nahe sein würde. Unglücklicherweise aber war Englands Lage denkbar schlecht. Die Dardanellen wurden von den schwergeschlagenen Landungstruppen geräumt. Der langsame Todeskampf von Kut-el-Amara war im letzten Stadium; und der Aufstand der Senussi, der mit dem Kriegseintritt Bulgariens zusammenfiel, bedrohte nun Englands eigene Flanken.

Faisals Lage war äußerst gefährlich. Sein Schicksal hing von den Mitgliedern der Geheimgesellschaft ab, deren Präsident er vor dem Krieg gewesen war. Er mußte als Gast Dschemal-Paschas in Damaskus bleiben, um seine militärischen Kenntnisse aufzufrischen; denn sein Bruder Ali stellte im Hedschas Truppen auf, unter dem Vorwand, daß er und Faisal sie später zur Unterstützung der Türken an den Suezkanal führen würden. So muß-

te Faisal als treuer Untertan und Offizier im türkischen Hauptquartier bleiben und ruhig mit anhören, wenn der brutale Dschemal in der Trunkenheit das arabische Volk beleidigte und beschimpfte.

Dschemal schickte stets zu Faisal und nahm ihn zu den Hinrichtungen seiner syrischen Freunde mit. Diese Opfer von Dschemals Justiz durften nicht zeigen, daß sie um Faisals wahre Hoffnungen wußten, noch weniger als er durch ein Wort seine Gesinnung verraten durfte, denn eine Entdeckung hätte seine Familie und vielleicht sein ganzes Volk zum gleichen Schicksal verdammt. Nur einmal fuhr es ihm heraus, daß Dschemal mit diesen Hinrichtungen gerade das bewerkstelligen würde, was er zu hintertreiben suchte; und es bedurfte der Vermittlung seiner Konstantinopler Freunde, führender Männer der Türkei, um ihn vor den Folgen dieser unbedachten Worte zu retten.

Faisals Briefwechsel mit seinem Vater war schon eine Kühnheit sondergleichen. Durch Vermittlung alter Anhänger ihrer Familie, die ganz unverdächtig waren, standen sie miteinander in Verbindung. Diese fuhren auf der Hedschasbahn hin und her mit Mitteilungen, verborgen in Säbelgriffen, in Backwaren, eingnäht zwischen die Sohlen der Sandalen oder in unsichtbarer Schrift auf den Umhüllungen harmloser Pakete. Faisal berichtete stets, daß die Lage ungünstig wäre, und bat seinen Vater, den Aufstand auf eine günstigere Zeit zu verschieben.

Aber Hussein ließ sich durch die Abmahnungen seines Sohnes keineswegs entmutigen. In seinen Augen waren die Jungtürken nichts als Verruchte, die sich an ihrem Glauben und ihrem Menschenrecht versündigten – Verräter am Geist der Zeit und den höheren Interessen des Islams. Obwohl schon ein alter Mann von fünfundsechzig Jahren, entschloß er sich mit jugendlichem Draufgängertum dazu, gegen sie Krieg zu führen, sich dabei auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassend. Hussein vertraute so sehr auf Gott, daß er seinen militärischen Sinn brachliegen ließ und glaubte, der Hedschas könnte die Türkei im offenen Feld besiegen. So sandte er Abd el Kadir el Abdo mit einem Schreiben an Faisal und teilte ihm offiziell mit, daß nun

die Truppen in Medina, die zur Front abgehen sollten, zur Besichtigung durch ihn bereitstünden. Faisal machte Dschemal davon Mitteilung und bat um Urlaub, aber zu seiner großen Enttäuschung erwiderte Dschemal, daß Enver-Pascha, der Generallissimus, auf dem Weg nach Syrien wäre, und daß sie zusammen nach Medina gehen und die Truppen besichtigen würden. Faisal hatte geplant, seines Vaters scharlachrotes Banner sofort nach seiner Ankunft in Medina zu entfalten und so die Türken zu überumpeln; und nun waren ihm zwei unerbetene Gäste aufgehalst, denen er nach dem Gesetz der arabischen Gastfreundschaft kein Leid antun durfte, und wodurch der Aufstand so lange verzögert werden würde, daß das ganze Geheimnis in Gefahr geriet.

Schließlich aber lief alles gut ab, wenn auch die Truppenbesichtigung zu einer grausigen Ironie wurde. Enver, Dschemal und Faisal beobachteten gemeinsam, wie die Truppen auf der staubigen Ebene vor den Toren Medinas ihre Bewegungen und Schwenkungen vollführten, wie sie auf ihren Kamelen in einem Scheinkampf aufeinander losstürmten und zurückwichen oder nach uraltem arabischen Brauch ihre Pferde zum spielerischen Speerkampf spornten. »Und all das sind Freiwillige für den Heiligen Krieg?« fragte Enver zuletzt, sich an Faisal wendend. »Ja«, sagte Faisal. – »Bereit, bis zum Tod gegen alle Feinde der Gläubigen zu kämpfen?« – »Ja«, wiederholte Faisal. Und dann kamen die arabischen Führer herbei, um vorgestellt zu werden; und der Scherif Ali ibn el Hussein von den Modighs zog Faisal beiseite und flüsterte ihm zu: »Sollen wir sie jetzt töten, Herr?«, und Faisal sagte: »Nein, es sind meine Gäste.«

Aber die Scheiks bestanden darauf, denn sie meinten, daß sie so mit zwei Hieben den ganzen Krieg beenden könnten. Sie waren entschlossen, Faisal einfach dazu zu zwingen, und er mußte unter sie treten, gerade außer Hörweite, aber allen sichtbar, und für das Leben der türkischen Gewalthaber bitten, die seine besten Freunde auf dem Schafott hingemordet hatten. Zuletzt mußte er sich noch entschuldigen, mit ihnen schleunigst nach Mekka zurückkehren, den Bankettsaal mit seinen eigenen Sklaven besetzen lassen und Enver und Dschemal nach Damas-

kus zurückgeleitet, um sie davor zu bewahren, daß sie unterwegs umgebracht wurden. Diese umständliche Höflichkeit suchte er durch den Hinweis zu erklären, daß es arabische Sitte wäre, den Gästen alles darzubringen; aber Enver und Dschemal waren äußerst mißtrauisch geworden durch das, was sie gesehen hatten, sperrten den Hedschas vollständig ab und entsandten starke türkische Truppenabteilungen dorthin. Sie dachten Faisal in Damaskus festzuhalten; aber aus Medina liefen Telegramme ein, die seine unverzügliche Rückkehr zur Vermeidung von Unruhen verlangten, und Dschemal ließ ihn, wenn auch widerwillig, gehen, unter der Bedingung, daß sein Gefolge als Geiseln zurückblieb.

Faisal fand Medina stark von türkischen Truppen besetzt; es war Hauptquartier des gesamten zwölften Armeekorps unter Fakhri-Pascha, dem tapferen alten Schlächter, der Seitun und Urfa blutig von Armeniern »gesäubert« hatte. Offenbar waren die Türken gewarnt worden, und Faisals Hoffnung auf einen überraschenden Schlag, der vielleicht ohne einen Schuß den Erfolg gesichert hätte, war zunichte geworden. Doch für Überlegungen war es zu spät. Sein Gefolge entfloh vier Tage danach aus Damaskus und ritt ostwärts in die Wüste, um bei dem Beduinenhäuptling Nuri Schaalan Zuflucht zu suchen; am gleichen Tag deckte Faisal seine Karten auf. Als er die arabische Fahne erhob, entschwanden der panislamische, übernationale Staat, für den Abdul Hamid gewirkt, gemordet und sein Leben gelassen hatte, ebenso in das Reich der Träume wie die Hoffnung der Deutschen auf die Mitwirkung des Islams bei den Weltplänen des Kaisers. Rein durch die Tatsache der Erhebung hatte der Scherif zwei phantastische Kapitel der Geschichte abgeschlossen.

Empörung ist für den Politiker der schwerste Schritt, den er unternehmen kann, und der arabische Aufstand war ein so gewagtes Hasardspiel, daß man über Erfolg oder Mißlingen nichts voraussagen konnte. Diesmal aber begünstigte das Glück den kühnen Spieler, und das arabische Heldendrama durchlief seine stürmische Bahn von Beginn über Schwäche, Not und Verzagen

hinweg bis zum strahlenden Sieg. Es war das rechte Ende für ein Abenteuer, das so Hohes gewagt hatte. Aber nach dem Sieg kam eine trübe Zeit der Enttäuschung und darauf eine Nacht, da die Kämpfenden erkennen mußten, daß alle ihre Hoffnungen sie im Stich gelassen hatten. Nun mag vielleicht der Friede der letzten Ruhe über sie gekommen sein, in dem Bewußtsein, etwas Unsterbliches hinterlassen zu haben: eine leuchtende Idee den Kindern ihres Volkes.

SECHSTES KAPITEL

Ich hatte vor dem Krieg den semitischen Osten jahrelang durchstreift und dabei Sitten und Art der Städter, der Bauern und der Nomaden Syriens und Mesopotamiens kennengelernt. Meine geringen Mittel nötigten mich, mich im Kreis der unteren Schichten zu bewegen, mit denen europäische Reisende nur selten in Berührung kommen; und meine Erfahrungen gaben mir einen umfassenderen Einblick und ermöglichten mir, das Denken und Fühlen der Ungebildeten ebenso zu verstehen wie das der Gebildeten, deren Ansichten, soweit sie überhaupt vorhanden waren, sich weniger mit der Gegenwart als mit der Zukunft beschäftigten. Zugleich auch lernte ich etwas von den politischen Kräften kennen, die im mittleren Osten wirksam waren, und bemerkte im besonderen überall sichere Anzeichen für den Verfall des Türkischen Reiches.

Die Türkei starb an Überanstrengung dahin, an dem Versuch, das gesamte ihr überkommene Reich mit den traditionellen Methoden bei ständig sich vermindernden Mitteln zu erhalten. Das Schwert war die Stärke der Nachfolger Osmans gewesen; aber Schwerter waren neuerdings aus der Mode gekommen, zugunsten von tödlicheren und technisch wirksameren Waffen. Das Leben wurde allzu kompliziert für dieses simple Volk, dessen Stärke seine Einfachheit, Geduld und Opferfähigkeit gewesen war. Sie gehörten der schwerfälligsten Rasse des westlichen Asiens an, wenig befähigt, sich neuen Daseins- und Herrschafts-

formen anzupassen, noch weniger, für sich selbst neue Gestaltungen zu erfinden. Ihre Verwaltung war notgedrungen ein Apparat der Drähte und Depeschen, der Hochfinanz, der Berechnungen und Statistiken geworden. Die alten Gouverneure, die kraft ihrer Macht und kraft ihres Charakters, ohne theoretische Kenntnisse, unmittelbar und persönlich regiert hatten, mußten beiseitretreten. Die Herrschaft war an neue Männer übergegangen, die schmiegsam und behende genug waren, sich den mechanistischen Methoden zu unterwerfen. Das Komitee der Jungtürken, zumeist seichte und halbgebildete Männer, bestand aus Abkömmlingen von Griechen, Albanern, Tscherkessen, Bulgaren, Armeniern, Juden – alles mögliche, nur nicht Seldschuken und Osmanen. Die Massen fühlten sich nicht mehr in Übereinstimmung mit den Regierenden, deren Bildung levantinisch war und deren politische Theorien aus Frankreich stammten. Die Türkei war im Dahinsiechen, und nur das Operationsmesser hätte ihr die Gesundheit wiedergeben können.

Der Anatolier, der standhaft an seinen alten Gewohnheiten festhielt, blieb in seinem Dorf ein Lasttier und draußen ein geduldiger Soldat, während die unterworfenen Völker des Reiches, die fast sieben Zehntel seiner Gesamtbevölkerung ausmachten, Tag für Tag an Kraft und Wissen zunahmen. Denn das Fehlen von Überlieferung und Verantwortlichkeit wie auch ihr geweckterer und beweglicherer Geist machten sie für neue Ideen aufnahmefähig. Die frühere ehrfurchtsvolle Scheu vor den Türken und ihre natürliche Überlegenheit begannen angesichts erweiterter Vergleichsmöglichkeiten dahinzuschwinden. Diese allmähliche Kräfteverschiebung zwischen der Türkei und den unterworfenen Provinzen nötigte zu einer ständigen Verstärkung der Garnisonen, wenn der alte Besitzstand gewahrt werden sollte. Tripolis, Thrazien, Albanien, Jemen, Hedschas, Syrien, Mesopotamien, Kurdistan, Armenien waren alles Ausgabenkonten oder Belastungen für die anatolischen Bauern, wodurch von Jahr zu Jahr größere Summen verschlungen wurden. Diese Last drückte am schwersten auf die ärmlichen Dörfer, und mit jedem Jahr wurden sie noch ärmer.

Die Eingezogenen nahmen ihr Schicksal ergeben und ungefragt hin, wie es die Art des türkischen Bauern ist. Sie waren wie Schafe, ohne eignen Willen, weder gut noch böse. Sich selbst überlassen, taten sie nichts oder hockten vielleicht stumpfsinnig auf dem Boden. Befahl man ihnen, gütig zu sein, so waren sie ohne innere Anteilnahme die besten Freunde und großmütigsten Feinde, die man sich denken kann. Befahl man ihnen, ihre Väter niederzuschlagen oder ihren Müttern den Bauch aufzuschlitzen, so besorgten sie das mit derselben Teilnahmslosigkeit, wie sie Gutes oder gar nichts taten. Sie waren ständig vom Fieber heimgesucht und von einem hoffnungslosen Mangel an Initiative, der sie zu den fügsamsten, ausdauerndsten und gleichmütigsten Soldaten der Welt machte.

Solche Menschen waren die gegebenen Opfer ihrer unbekümmert lasterhaften levantinischen Offiziere, die sie in den Tod trieben oder durch Vernachlässigung und Mißachtung verkommen ließen. Wir fanden in der Tat, daß sie nichts weiter waren als Objekte für die widerlichen Passionen ihrer Vorgesetzten. Sie wurden so gering geachtet, daß man sich im Verkehr mit ihnen nicht einmal der üblichen Vorsichtsmaßregeln bediente. Die ärztliche Untersuchung mehrerer türkischer Gefangenschübe ergab, daß fast die Hälfte von ihnen mit widernatürlich erworbenen Geschlechtskrankheiten verseucht war. Über Lues und dergleichen war man dortzulande nicht unterrichtet; und die Ansteckung lief von einem zum andern durch das ganze Bataillon, in dem die Eingezogenen sechs bis sieben Jahre lang dienten, bis am Ende dieser Zeit die Überlebenden, wenn sie aus anständigem Hause stammten, sich schämten heimzukehren und in den Polizeidienst eintraten oder als vernichtete Existenzen in den Städten zu Gelegenheitsarbeitern wurden. So ging die Geburtenziffer ständig zurück. Die türkische Bauernschaft in Anatolien starb an dem Militärdienst dahin.

Wir erkannten, daß der Osten eines neuen Elements bedurfte, irgendeiner Macht oder Rasse, die den Türken an Zahl, an Stoßkraft und geistiger Regsamkeit überlegen war. Geschichtliche Erfahrungen ermutigten keineswegs zu dem Gedanken, daß

solche Eigenschaften fix und fertig aus Europa bezogen werden könnten. Die Bemühungen europäischer Mächte, in der asiatischen Levante festen Fuß zu fassen, sind alle fehlgeschlagen; und wir wollten keinem europäischen Volk so übel, daß wir es zu weiteren Versuchen verlockten. Die Lösung mußte aus dem Land selber kommen; und glücklicherweise waren die nötigen Kräfte auch im Land vorhanden. Der Kampf mußte sich gegen die Türkei richten, und die Türkei war verrottet.

Einige von uns meinten, daß genügend Kräfte in den arabischen Völkern schlummerten (dem größten fremden Volksteil im alten Osmanischen Reich), einer fruchtbaren semitischen Zusammenballung, außerordentlich stark im Religiösen, klug, geschäftstüchtig, politisch begabt, aber ihrer Anlage nach mehr ein Volk des Sichfügens als des Herrschens. Sie hatten fünfhundert Jahre lang unter türkischem Joch gestanden und begannen nun, von Freiheit zu träumen. Als dann England sich mit der Türkei überwarf und der Krieg gleichzeitig im Osten wie im Westen ausbrach, begannen wir, die wir glaubten, die Anzeichen der Zukunft zu erkennen, Englands Bemühungen auf die Förderung der neuen arabischen Welt im Nahen Osten hinzulenken.

Wir waren unserer nicht viele, und fast alle waren wir um Clayton geschart, den Chef des zivilen und militärischen Nachrichtendienstes in Ägypten. Clayton war der rechte Führer für eine so zügellose Bande wie wir. Er war ruhig, besonnen, klarblickend und von unbegrenztem Mut zur Verantwortung. Seinen Untergebenen ließ er freie Hand. Seine Anschauungen waren ebenso umfassend wie seine Kenntnisse; und er leitete mehr durch persönlichen Einfluß als durch lautes Dirigieren. Seine Wirksamkeit blieb meist unter der Oberfläche. Sie war wie Wasser oder Öl, das still und beharrlich alles durchdringt. Es war schwer zu sagen, wo Clayton seine Hand im Spiel hatte und wo nicht, und was alles wirklich auf ihn zurückzuführen war. Seine Führung trat niemals sichtbar hervor, aber seine Ideen waren denen immer gegenwärtig, die handelten. Die Wirkung, die von ihm ausging, beruhte auf seiner Nüchternheit und auf einer gewissen ruhigen, beharrlichen, immer maßvollen Zuversicht. In

praktischen Dingen war er lässig, unkorrekt und regelwidrig, ganz der Mann, mit dem unabhängige Menschen gut auskommen konnten.

Der erste unter uns war Ronald Storrs, Sekretär für orientalische Angelegenheiten bei der Residentschaft, der glänzendste Engländer im Nahen Osten, hervorragend tüchtig, wenn auch seine Energien abgelenkt waren durch eine Liebe zu Musik und Literatur, Skulptur, Malerei und allem, was es Schönes gibt auf dieser Welt. Dennoch hat Storrs gesät, was wir dann ernteten; er war immer voran und der größte unter uns. Sein Schatten würde unser Werk und die britische Politik im Osten wie ein Mantel überdeckt haben, wenn er fähig gewesen wäre, sich der Welt zu versagen und Geist wie Körper mit der unerbittlichen Strenge eines Wettkämpfers für den großen Start vorzubereiten.

Auch George Lloyd stieß zeitweise zu uns. Er flößte uns Zuversicht ein, erwies sich dank seiner Finanzkenntnisse als zuverlässiger Führer durch die Geheimgänge von Handel und Politik und als guter Weiser der zukünftigen Schlagadern des Mittleren Ostens. Ohne seine Mitarbeit würden wir nicht so viel in kurzer Zeit erreicht haben; aber er war eine rastlose Seele, eher zu kosten als auszuschöpfen geneigt. Er hatte unzählige Dinge im Kopf, deshalb blieb er nicht lange bei uns. Er ahnte nicht, wie sehr wir ihn mochten.

Dann war da noch der phantasievolle Anwalt aller unerfüllten Weltbewegungen, Mark Sykes, auch er ein Bündel von Vorurteilen, Eingebungen und Halbheiten. Seine Ideen blieben an der Oberfläche; er besaß nicht die Geduld, sein Material zu prüfen, bevor er sich an den Entwurf des Bauwerks machte. Er liebte es, eine der Erscheinungsweisen der Wahrheit zu nehmen, sie aus ihren Bedingtheiten zu lösen, sie aufzublähen, zu drehen und zu wenden, bis der Kontrast des Alten mit dem Neuentstandenen zum Lachen reizte; und Gelächter waren seine Triumphe. Seine Talente lagen im Komischen, seinem Geschmack nach war er mehr Karikaturist als Künstler, auch im Staatsmännischen. Er sah in allem nur das Verdrehte, nie das Gerade. Mit wenigen Strichen konnte er uns eine neue Welt entwerfen, ohne

alle Maße, aber lebensvoll, wie die Visionen bestimmter Seiten dessen, was wir erhofften. Seine Hilfe brachte uns Vorteil und Schaden. Seine letzte Woche in Paris wurde zu einem Bußgang. Er hatte in Syrien eine politische Mission zu erfüllen gehabt und dabei mit Grauen die wahre Gestalt seiner Träume erkennen müssen; zurückgekehrt, war er mutig genug zu erklären: »Ich hatte unrecht, hier ist die Wahrheit.« Seine früheren Freunde wollten an seinen neuen Ernst nicht glauben; sie hielten ihn für wankelmütig und abwegig, und bald darauf ist er gestorben. Das war die größte Tragödie für die arabische Sache.

Kein Unband, sondern unser aller Mentor war Hogarth, unser Beichtvater und Ratgeber, der uns die Parallelen und Lehren der Geschichte nahebrachte und uns zu Ausdauer und Maßhalten anhielt. Nach außen hin machte er den Friedensstifter (ich war ein Teufel, nichts als Klauen und Zähne), und sein gewichtiges Urteil bewirkte, daß man auf uns hörte und uns unterstützte. Er besaß einen feinen Sinn für Werte und wies uns klar die Kräfte, die hinter den verlausten Lumpen und schmierigen Balgen, was die Araber für uns waren, verborgen waren. Hogarth war unser Sachverständiger und unermüdlicher Historiker, der uns sein großes Wissen und seine überlegene Klugheit auch in den kleinsten Dingen übermittelte, denn er glaubte an das, was wir unternahmen. Hinter ihm stand Cornwillis, äußerlich grob und ungeschlacht, aber offenbar aus einem jener seltenen Metalle geschmiedet, die erst bei vielen tausend Grad ihren Schmelzpunkt haben. So konnte er monatelang in Hitze aushalten, die für andere schon Weißglut war, und sah doch immer noch kalt und hart aus. Hinter ihm standen wieder andere, wie Newcombe, Parker, Herbert, Graves, alle von der gleichen Bruderschaft und jeder in seiner Art standhaft am Werk.

Wir nannten uns »Eindringlinge«, wie eine Verschwörerbande; denn wir gedachten, in die geheiligten Hallen der englischen Außenpolitik einzubrechen und ein neues Volk im Osten zu schaffen, ungeachtet der festen Geleise, die unsere Vorfahren für uns gelegt hatten. So begannen wir denn, von unserem wasserköpfigen Nachrichtenbüro in Kairo aus (eine rechte Schwatz-

bude, die wegen des ewigen Geklingels, Gelärms und Hin- und Hergerennes von Aubray Herbert mit einem Bahnhof im Orient verglichen wurde) alle Vorgesetzten nah und fern zu bearbeiten. Sir Henry McMahon, der Hohe Kommissar von Ägypten, war natürlich unser erstes Ziel. Mit seinem klaren, geschulten und erfahrenen Verstand begriff er sofort unsere Absicht und hieß sie gut. Andere, wie Wemyss, Neil Melcolm, Wingate unterstützten uns in ihrer Freude darüber, daß Krieg auch etwas Aufbauendes haben konnte. Ihr Eintreten festigte bei Lord Kitchener den günstigen Eindruck, den er von Scherif Abdulla bekommen hatte, als dieser sich vor Jahren an ihn gewandt hatte. So legte McMahon schließlich den Grundstein für unser Werk: die Verständigung mit dem Scherif von Mekka.

Zuvor jedoch hatten wir unsere Hoffnungen auf Mesopotamien gerichtet. Dort hatte die arabische Unabhängigkeitsbewegung ihren Anfang genommen, geleitet von dem tatkräftigen, aber gewissenlosen Sayid Taleb und später von Jasin el Haschimi und der Militärliga. Asis el Masri, Envers Gegner, der, uns sehr zu Dank verpflichtet, in Ägypten lebte, war der Abgott der arabischen Offiziere. Mit ihm trat Lord Kitchener in den ersten Kriegstagen in Verbindung, in der Hoffnung, die in Mesopotamien stehenden türkischen Truppen auf unsere Seite zu ziehen. Unglücklicherweise aber schwelgte Britannien damals in dem Vertrauen auf leichten und schnellen Sieg; die Türkei niederzuwerfen wurde als militärischer Spaziergang angesehen. Deshalb war die indische Regierung gegen irgendwelche Verpflichtungen in bezug auf die arabischen Nationalisten, die deren Ehrgeiz Schranken setzen konnten, aus der künftigen Kolonie Mesopotamien ein für das Allgemeinwohl sich aufopferndes Burma zu machen. Sie brach die Verhandlungen ab, wies Asis zurück und internierte Sayid Taleb, der sich ganz in unsere Hand gegeben hatte.

Mit brutaler Gewalt wurde Basra besetzt. Die feindlichen Truppen im Irak bestanden fast ausschließlich aus Arabern, die sich nun in der nicht beneidenswerten Lage sahen, auf seiten ihrer jahrhundertelangen Unterdrücker gegen ein Volk kämpfen

zu müssen, das sie lange als ihre Befreier angesehen hatten und das sich jetzt hartnäckig weigerte, diese Rolle zu übernehmen. Wie sich denken läßt, kämpften sie schlecht. Unsere Truppen gewannen Schlacht auf Schlacht, so daß wir zu der Überzeugung kamen, eine indische Armee wäre jeder türkischen überlegen. Es folgte unser rascher Vorstoß auf Ktesiphon, wo wir auf rein türkische Truppen stießen, die mit Hingebung kämpften, und wir holten uns blutige Köpfe. In Verwirrung wichen wir zurück; und das lange Elend von Kut-el-Amara hob an.

Inzwischen hatte unsere Regierung ihren Fehler eingesehen und aus Gründen, die mit dem Fall von Erserum zusammenhingen, mich nach Mesopotamien geschickt, um festzustellen, was mit indirekten Mitteln zur Befreiung des belagerten Kut getan werden könnte. Meine Landsleute an Ort und Stelle waren mit meinem Kommen sehr wenig einverstanden; zwei Generäle waren so freundlich, mir klarzumachen, daß meine Aufgabe (über die sie nicht genau im Bilde waren) entehrend wäre für einen Soldaten (was ich gar nicht war). Tatsächlich aber war es schon zu spät, da Kut vor der Kapitulation stand; infolgedessen tat ich nichts von alledem, was ich beabsichtigt hatte und wozu ich auch die Vollmacht besaß.

Die Vorbedingungen waren denkbar günstig für eine arabische Erhebung. Die Bevölkerung von Nedschef und Kerbela, weit im Rücken der Armee Halil-Paschas, war im Aufstand gegen ihn. Die Reste der Araber in Halils Armee standen, wie er selbst zugegab, in offener Auflehnung gegen die Türkei. Die Stämme am Hai und Euphrat würden sich uns angeschlossen haben, wenn wir ihnen entgegengekommen wären. Hätten wir die Versprechungen veröffentlicht, die wir dem Scherif gemacht hatten, oder auch die Proklamation, die später im oberen Bagdad angeschlagen wurde, und sie auch befolgt, so würden genügend kampffähige Männer zu uns gestoßen sein, um die türkische Verbindungslinie zwischen Kut und Bagdad zu gefährden. Schon nach ein paar Wochen wäre dann der Feind gezwungen gewesen, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen, oder er wäre selbst außerhalb Kuts ebenso wirksam eingeschlossen worden

wie Townshend innerhalb des Ortes. Zeit für solch einen Plan war leicht zu gewinnen. Würde das britische Hauptquartier in Mesopotamien vom Kriegeramt weitere acht Flugzeuge zur täglichen Zufuhr von Lebensmitteln nach Kut erhalten haben, so hätte Townshend auf unbegrenzte Zeit Widerstand leisten können. Seine Stellung war für die Türken uneinnehmbar, und nur Fehler drinnen und draußen zwangen ihn zur Übergabe.

Da jedoch die leitenden Stellen für solche Gedanken nicht zu haben waren, kehrte ich unverzüglich nach Ägypten zurück. In Mesopotamien blieben die Engländer bis zum Ende des Krieges im wesentlichen eine fremde, in feindliches Gebiet eingedrungene Macht, der die Bevölkerung neutral, wenn nicht im stillen feindlich gegenüberstand; sie besaßen daher nicht die Bewegungsfreiheit und Anpassungsmöglichkeit wie Allenby in Syrien, der als ein Freund in das Land einrückte und die tätige Unterstützung der Bevölkerung gewann. Der Zahl, dem Klima und den rückwärtigen Verbindungen nach waren wir in Mesopotamien günstiger gestellt als in Syrien; und unsere Oberleitung erwies sich später als nicht weniger wirksam und erfahren. Aber ihre Verlustlisten im Vergleich mit denen Allenbys und ihre Holzhackertaktik im Vergleich mit seiner geschmeidigen Fechtkunst zeigten, in wie starkem Maße eine verkehrte politische Lage die militärischen Operationen lähmen kann.

SIEBENTES KAPITEL

Der Rückschlag in Mesopotamien war eine große Enttäuschung für uns. Aber McMahon setzte die Verhandlungen in Mekka fort und brachte sie zuletzt zu glücklichem Abschluß, trotz der Räumung Gallipolis und der Übergabe von Kut und der zur Zeit sehr wenig günstigen allgemeinen Kriegslage. Kaum einer von uns, auch wer in die Verhandlungen eingeweiht war, hatte wirklich geglaubt, daß sich der Scherif zu einem offenen Bruch mit der Türkei entschließen würde; und so kam es für uns alle überraschend, als er schließlich zum Aufstand schritt

und seine Küsten für unsere Schiffe und unsere Hilfe öffnete.

Aber damit begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Alles Verdienst an dem Aufstand fiel McMahon und Clayton zu, und sofort erhoben sich berufliche Eifersüchteleien. Sir Archibald Murray, der militärische Befehlshaber in Ägypten, wollte natürlich keine Wettbewerber und Sonderfeldzüge in seinem Bereich dulden. Er verachtete die Zivilgewalt, die so lange den Frieden zwischen ihm und General Maxwell aufrechterhalten hatte. Er selbst konnte nicht mit der arabischen Angelegenheit betraut werden, da weder er noch sein Stab genügend Kenntnis von Land und Leuten hatten, um mit einem so ausgefallenen Problem fertig zu werden. Andererseits war er imstande, das Schauspiel eines von dem Hohen Kommissariat geführten Feldzuges genügend lächerlich zu machen. Er war ein nervöser, phantastisch veranlagter Mensch und außerordentlich empfindlich in bezug auf die Wahrung seiner Stellung.

Er fand Unterstützung bei seinem Stabschef, General Lynden Bell, einem fanatischen Soldaten, der vor Politikern ein Grauen hatte, aber nach außen hin immer sehr herzlich tat.

Zwei Offiziere des Stabes folgten ihren Führern mit Pauken und Trompeten. Und so kam es, daß der unglückliche McMahon der Mithilfe der Armee beraubt wurde und sich zur Führung seines Krieges in Arabien auf den Beistand seiner Attaches aus dem Auswärtigen Amt angewiesen sah.

Einigen von ihnen schien ein Krieg wenig Freude zu machen, der Außenseitern gestattete, sich in ihre Geschäfte zu mischen. Auch war ihre Übung im Abschwächen, wodurch allein sie den täglichen Nichtigkeiten der Diplomatie den Anschein von Männerarbeit gaben, ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß sie auch wichtige Dinge zu Kleinigkeiten machten. Ihre Leisetreterei und ihre gezierten Unredlichkeiten untereinander ekelten die Militärs an, und das war auch für uns von Nachteil, da dadurch offensichtlich der Hohe Kommissar herabgesetzt wurde, dem auch nur die Stiefel zu putzen die G... nicht wert waren.

Wingate, der zu seiner eigenen Auffassung der Lage im Mittleren Osten volles Vertrauen hatte, sah voraus, daß die arabische

Erhebung von großem Nutzen für die Zukunft des Landes sein würde. Aber als die Kritik sich immer lauter gegen McMahon erhob, trennte er sich von ihm, und London gab zu verstehen, daß es wohl einer erfahreneren Hand bedürfte, um ein so schwieriges und verwickelteres Knäuel zu lösen.

Wie dem nun auch sei, die Dinge im Hedschas nahmen eine immer ungünstigere Wendung. Man hatte keine direkte Verbindung mit den arabischen Truppen an der Front hergestellt, den Scherifs ließ man keinerlei militärische Nachrichten zugehen; keine taktischen oder strategischen Ratschläge wurden erteilt und kein Versuch von seiten der Alliierten gemacht, die örtlichen Bedingungen zu ermitteln und die ihnen zur Verfügung stehenden materiellen Hilfsquellen dem Bedarf anzupassen. Man ließ zu, daß die französische Militärmission (die auf Anregung des umsichtigen Clayton nach Hedschas gesandt worden war, um unsere äußerst mißtrauischen Verbündeten dadurch zu beschwichtigen, daß man ihnen hinter der Szene ein Betätigungsfeld gab) eine richtige Intrige gegen Scherif Hussein in seinen Städten Dschidda und Mekka anzettelte und ihm und den englischen Behörden Maßnahmen vorschlug, die seine Sache in den Augen aller Moslemin gründlich verdorben hätten. Wingate, der jetzt die militärischen Angelegenheiten bei der Zusammenarbeit mit dem Scherif leitete, war genötigt, in Rabegh, halbwegs zwischen Medina und Mekka, auswärtige Truppen zu landen, um Mekka zu schützen und das weitere Vorrücken der inzwischen wieder erstarkten Türken gegen Medina aufzuhalten. McMahon wurde dank der vielen Ratgeber um sich her unsicher und lieferte General Murray eine Handhabe, über sein Hin- und Hertappen Geschrei zu erheben. Der arabische Aufstand geriet in Mißkredit; und die Generalstabsoffiziere in Ägypten prophezeiten uns frohlockend sein baldiges Scheitern und daß Scherif Hussein demnächst an einem türkischen Galgen baumeln würde.

Meine eigene Stellung war nicht leicht. Als Stabshauptmann unter Clayton in Sir Archibald Murrays Nachrichtenabteilung war ich mit der »Verteilung« der türkischen Streitkräfte und der

Bearbeitung von Karten beauftragt. Dazu hatte ich noch aus eigenem Antrieb das »Arabische Bulletin« eingeführt, einen geheimen Wochenbericht über die politischen Vorgänge im Mittelosten; und Clayton sah sich genötigt, mich mehr und mehr in der militärischen Abteilung des Arabischen Büros zu beschäftigen, dem kleinen Nachrichten- und Kriegsstab der Residentenschaft, den er jetzt für McMahon einrichtete. Schließlich wurde Clayton aus dem Generalstab entfernt; und Oberst Holdich, Claytons Nachrichtenoffizier in Ismailia, wurde sein Nachfolger. Er bestätigte mich sofort in meiner Stellung, aber da er mich offensichtlich nicht brauchte, legte ich das, nicht ohne einige freundliche Beweise von seiner Seite, als eine Maßnahme aus, mich von den arabischen Angelegenheiten fernzuhalten. Ich beschloß daher, mich schleunigst aus dem Staub zu machen. Ein direktes Gesuch wurde abgeschlagen; so griff ich zu einer Kriegsliste. Am Telefon (das Große Hauptquartier war in Ismailia, ich in Kairo) wurde ich für den Stab am Kanal unerträglich. Ich nahm jede Gelegenheit wahr, um ihnen ihre Ahnungslosigkeit und Unfähigkeit im Nachrichtendienst unter die Nase zu reiben (was keine Schwierigkeit bereitete), und erregte dadurch noch weiter ihr Mißfallen, daß ich ihnen wissenschaftlich kam und ihre sprachlichen Schnitzer in ihren Berichten ankreidete.

Schon nach wenigen Tagen hatten sie übergenug von mir und waren entschlossen, mich nicht länger zu erdulden. Diese günstige taktische Lage benutzte ich, um zehn Tage Urlaub zu erbitten, und erklärte, da Storrs zu Verhandlungen mit dem Großscherif nach Dschidda hinunterführe, so würde ich gern eine kleine Erholungsreise mit ihm zusammen machen. Storrs liebten sie auch nicht gerade und waren froh, mich für den Augenblick loszuwerden. Sie erteilten sofort ihre Genehmigung und begannen, gegen meine Rückkehr irgendeine offizielle Barriere vorzubereiten. Unnötig zu sagen, daß ich nicht die Absicht hatte, ihnen diese Gelegenheit zu geben; denn ich war zwar bereit, meinen Körper zu jedem, auch dem geringsten Dienst herzugeben, aber nicht gewillt, meine geistigen Kräfte leichtfertig zu vergeuden. So ging ich zu Clayton und setzte

ihm die Sachlage auseinander. Er veranlaßte, daß die ägyptische Residentschaft beim Auswärtigen Amt in London um meine Überweisung an das Arabische Büro einkam. Das Auswärtige Amt wollte direkt mit dem Kriegsministerium verhandeln, und das Ägyptische Kommando wollte von all dem nichts wissen, bis sich alles von selbst löste.

Storrs und ich führen sehr zufrieden ab. Im Osten schwört man darauf, daß der rechte Weg quer über einen Platz an drei Seiten entlang geht; und meine List fortzukommen, war in diesem Sinne orientalisch. Aber ich rechtfertigte mich vor mir selbst mit meinem Vertrauen auf den Enderfolg des arabischen Aufstandes, wenn er richtig geleitet wurde. Ich war von Anfang an daran beteiligt, und er lag mir sehr am Herzen. Die bedingungslose Unterordnung des Berufssoldaten (Intrigen sind in der britischen Armee unbekannt) würde einen rechten Offizier haben ruhig dasitzen und zusehen lassen, wie sein Feldzugsplan verschandelt wurde durch solche, die sich nichts darunter vorstellen konnten und deren Geist er nichts bedeutete. Non nobis, Domine.

ERSTES BUCH

Die Entdeckung Faisals

ACHTES KAPITEL

Vor Suez wartete die »Lama« auf uns, ein kleiner, für Kriegszwecke umgebauter Postdampfer, und wir fuhren sofort ab. Solche kurzen Reisen auf Kriegsschiffen waren für uns Passagiere stets eine herrliche Abwechslung. Diesmal aber gab es einige Trübungen. Unsere bunte Gesellschaft störte offenbar die Schiffsbesatzung in ihrem gewohnten Element. Die jüngeren Offiziere hatten uns ihre Kojen für die Nacht zur Verfügung gestellt, und tagsüber füllten wir ihre Aufenthaltsräume mit unvorschriftsmäßigen Gesprächen. Storrs' unduldsame Art war ohnehin selten geneigt, sich irgendwo einzufügen. Diesmal aber war er ablehrender als je. Er umkreiste zweimal das Deck, sagte, sich umblickend: »Niemand, mit dem man ein anständiges Wort reden kann«, setzte sich in einen der beiden bequemen Lehnstühle und begann mit Asis el Masri (der in dem anderen saß) eine Diskussion über Debussy. Asis, der ehemalige arabisch-tscherkessische Oberst in der türkischen Armee, jetzt General im Heer des Scheichs, war unterwegs, um mit dem Emir von Mekka Ausrüstung und Verwendung der regulären arabischen Truppen zu besprechen, die er in Rabegh zusammenstellte. Nach ein paar Minuten ließen sie Debussy beiseite und begannen Wagner zu zerpflücken, Asis in fließendem Deutsch, Storrs auf deutsch, französisch und arabisch. Die Schiffsoffiziere fanden die ganze Unterhaltung höchst überflüssig.

Wir hatten, wie gewöhnlich, bis Dschidda ruhige Fahrt; das Wetter auf dem Roten Meer war wundervoll und niemals zu heiß, solange das Schiff fuhr. Tagsüber lagen wir im Schatten; während der herrlichen Nächte wanderten wir unter dem Sternenhimmel in der feuchten Brise des Südwindes stundenlang auf dem betauten Deck auf und ab.

Aber als wir dann im Außenhafen von Dschidda vor Anker gingen, angesichts der weißen Stadt, die schwebend hing zwischen dem flammenden Himmel und seiner Spiegelung, die leuchtend über die weite Lagune hinwallte, da kam Arabiens Glut gleich einem gezückten Schwert über uns und machte uns stumm. Es war ein Oktobermittag des Jahres 1916, und die steile Sonne hatte, wie Mondlicht, alle Farben ausgelöscht. Man sah nur Licht und Schatten, weiße Häuser und schwarze Straßenschlünde; davor der fahl schimmernde Dunst über dem Innenhafen; dahinter breitete sich in blendendem Glanz ein meilenweites Meer von Sand und verlor sich gegen den Saum einer niedrigen Hügelkette, die nur eben wie hingehaucht lag in dem fernen Geflimmer der Hitze.

Hart nördlich von Dschidda lag eine zweite Gruppe schwarzweißer Gebäude, die in der Spiegelung wie Kolben auf und ab tanzten, während das Schiff vor Anker rollte und einzelne Windstöße Glutwellen durch die Luft trugen. Bedrückend war es für Anblick und Gefühl. Es überkam uns ein Bedauern darüber, daß die Unzugänglichkeit des Hedschas, die ihn militärisch zu einem gesicherten Schauplatz des Aufstands machte, auf einem schlechten und ungesunden Klima beruhte.

Oberst Wilson, der britische Geschäftsträger beim jungen arabischen Staat, hatte uns seine Barkasse entgegengeschickt; und erst als wir uns der Küste näherten, überzeugten wir uns von der Wirklichkeit dieser schwebenden Fata Morgana. Eine halbe Stunde danach bewillkommnete Ruhi, der orientalische Konsularassistent, mit vergnügtem Grinsen seinen einstigen Chef Storrs (Ruhi, der Vielgewandte, der mehr einem Alraun als einem Menschen glich), während die neueingestellten syrischen Polizei- und Hafenoﬃziere mitsamt einer ziemlich wackeligen Ehrengarde zur Begrüßung von Asis el Masri am Zollkai aufgereiht standen. Es hieß, daß Scherif Abdulla, der zweite Sohn des Großscherifs von Mekka, soeben in der Stadt eingetroffen sei. Da wir mit ihm zu verhandeln hatten, kamen wir im rechten Augenblick.

Unser Weg zum Konsulat führte uns an dem weißen Mauerwerk der noch unfertigen Hafensemole vorbei und durch die en-

ge, stickige Gasse der Lebensmittelhändler. Allerorten, vom Dattelverkäufer bis zu den Fleischbänken, schwirrten Scharen von Fliegen gleich Stäubchen in den schmalen Sonnenstreifen, die durch die Ritzen und Löcher der hölzernen und sackleinenen Schutzdächer bis in die dunkelsten Winkel der Buden stachen. Die Luft war wie ein heißes Bad. Das rote Leder des Lehnssessels an Bord der »Lama« hatte die Rückseite von Storrs' weißem Anzug durch die feuchte Berührung in den letzten vier Tagen gleichfalls leuchtend rot gefärbt, und der Schweiß, der den Stoff durchnäßte, machte jetzt die Flecken glänzend wie Lack. Ich war so beschäftigt mit diesem Anblick, daß ich gar nicht die tiefbraune Malerei auf meiner Khakiuniform bemerkte, überall da, wo sie am Körper anklebte. Storrs überlegte, ob der Weg zum Konsulat lang genug sei, um mich einheitlich, anständig und haltbar einzufärben; und ich wiederum dachte darüber nach, ob alles, worauf er sich setzte, ebenso rot werden würde wie sein Anzug.

Aber noch vor Lösung dieser Fragen erreichten wir das Konsulat; und dort, in einem schattigen Raum, ein offenes Gitterfenster im Rücken, saß Wilson, in hoffnungsvoller Erwartung der frischen Brise von See, die in den letzten Tagen ausgeblieben war. Er empfing uns sehr förmlich, da ihm, dem durch und durch untadeligen Engländer, Storrs verdächtig war, sei es auch nur wegen dessen künstlerischen Neigungen. Meine einzige Begegnung mit Wilson in Kairo hatte in einer kurzen Meinungsverschiedenheit darüber bestanden, ob das Tragen von Eingeborenenkleidung für uns angemessen wäre. Ich hatte sie lediglich für unbequem erklärt, er aber sah darin eine Unwürdigkeit. Doch ungeachtet seiner persönlichen Gefühle, war Wilson mit Leib und Seele für unsere Sache. Für die bevorstehende Unterredung mit Abdulla hatte er alle Vorbereitungen getroffen und war zu jeder ihm möglichen Hilfe bereit. Außerdem waren wir seine Gäste, und die großzügige Gastfreundschaft des Orients war ganz nach seinem Sinn.

Abdulla erschien bei uns in feierlichem Aufzug, auf einer Schimmelstute reitend, mit einem Gefolge reichbewaffneter Sklaven zu Fuß und begleitet vom ehrfürchtig schweisgsamen

Gruß der Bevölkerung. Er war noch ganz erfüllt von seinem jüngsten Erfolg bei Taif und in glücklichster Stimmung. Ich selbst sah ihn zum erstenmal. Storrs hingegen war ein alter Freund von ihm und stand mit ihm auf bestem Fuß. Mein erster Eindruck von ihm, während sie miteinander sprachen, war der einer beständigen Vergnügtheit. Der Schalk saß ihm in den Augenwinkeln, und trotz seiner fünfunddreißig Jahre hatte er auch schon Fett angesetzt, vermutlich von allzu vielem Lachen. Das Leben schien für Abdulla eine sehr heitere Angelegenheit zu sein. Er war klein, untersetzt, von heller Hautfarbe, mit sorgfältig gepflegtem, bräunlichem Bart um das runde weiche Gesicht, der die vollen Lippen verdeckte. Er gab sich offen oder tat wenigstens so und war bezaubernd im Umgang. Jede Feierlichkeit lag ihm fern, und er scherzte mit allen Anwesenden auf die liebenswürdigste Art. Als sich dann die Unterhaltung ernstern Gegenständen zuwandte, schien allerdings die Maske des Frohsinns zu verschwinden, wie er denn auch seine Worte mit Sorgfalt wählte und seine Gründe scharfsinnig darzulegen wußte. Freilich hatte er es auch mit einem Mann wie Storrs zu tun, der in der Diskussion hohe Anforderungen an seinen Gegenpart stellte.

Die Araber hielten Abdulla für einen weitsichtigen Staatsmann und schlaunen Politiker. Schlau war er bestimmt, aber doch nicht genug, um uns immer von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen. Sein Ehrgeiz war offensichtlich. Den Gerüchten zufolge war er die rechte Hand seines Vaters und der denkende Kopf des arabischen Aufstands; aber dafür schien er mir doch nicht bedeutend genug. Sein Ziel war natürlich die Gewinnung der arabischen Unabhängigkeit und die Aufrichtung der arabischen Staaten, aber die Leitung dieser Staaten gedachte er seiner Familie vorzubehalten. So belauerte er uns, während er zugleich durch uns auf die öffentliche Meinung Englands einzuwirken suchte.

Ich hielt mich beobachtend im Hintergrund und suchte mir ein Urteil über ihn zu bilden. Der Aufstand des Scherifs hatte in den letzten Monaten nur geringe Fortschritte gemacht (war sogar zum Stillstand gekommen: der Anfang vom Ende bei jedem

Kleinkrieg), und meiner Meinung nach lag das an einem Mangel an Führung; denn nicht Verstand, Urteil, politische Klugheit, sondern nur die Flamme der Begeisterung vermochten die Wüste in Brand zu setzen. Mein Besuch galt hauptsächlich dem Zweck, den überragenden Führergeist für die Sache ausfindig zu machen und seine Eignung daraufhin zu prüfen, ob er den Aufstand bis zu dem mir vorschwebenden Ziel vorwärtszutragen imstande sein würde. Im Laufe des Gesprächs kam ich mehr und mehr zu der Überzeugung, daß der ausgeglichene, kühle und nüchterne Abdulla nicht der Prophet war, den ich suchte: vor allem nicht der Prophet mit dem Schwert, der allein – wenn die Geschichte wahr spricht – Revolutionen zum Erfolg zu führen vermag. Sein Wert mochte vielleicht später nach glücklichem Vollbringen zur Geltung kommen. Aber während des Kampfes selbst, wo es auf so schlichte Eigenschaften wie klaren Blick, Einwirkungskraft, Hingabe und Opferbereitschaft, ankam, würde Abdulla ein zu kompliziertes Werkzeug für den einfachen Zweck sein, obwohl er nicht übergangen werden konnte, auch jetzt nicht.

Wir sprachen anfangs über die Zustände in Dschidda, um ihn bei dieser ersten Unterredung durch die Erörterung eines nebensächlichen Themas, wie die scherifische Verwaltung, zunächst einmal warm werden zu lassen. Er erklärte, der Krieg nähme sie zu stark in Anspruch, als daß sie sich viel mit der Zivilverwaltung abgeben könnten. In den Städten hatte man das türkische System mit einigen Abmilderungen übernommen. Die türkische Regierung war tüchtigen Leuten nicht abgeneigt gewesen und hatte ihnen beträchtliche Monopole im Hedschas vertraglich zugebilligt. Die Inhaber solcher Monopole sahen daher einem eingeborenen Herrscher nicht gerade mit Freude entgegen. Besonders in Mekka und Dschidda war die öffentliche Meinung gegen einen arabischen Staat. Die Masse der Bürger waren Ausländer – Ägypter, Inder, Javaner, Afrikaner und andere –, die naturgemäß den arabischen Bestrebungen ablehnend gegenüberstanden, besonders wenn der Anstoß dazu von den Beduinen ausging. Denn der Beduine lebte von dem, was er auf seinen

Straßen oder in seinen Tälern von den Fremden erpressen konnte; und er und die Städter waren einander ewig feind.

Die Beduinen waren die einzigen Kampffähigen, die dem Scherif zur Verfügung standen; von ihrer Mitwirkung hing der Aufstand ab. Er bewaffnete sie freigebig, besoldete viele für den Dienst in seinem Heer, unterhielt ihre Familien während der Abwesenheit von zu Hause und mietete ihre Lastkamele für die Versorgung seiner Truppen an der Front. Infolgedessen ging es dem Land gut, während die Städte Not litten.

Ein anderer Grund zur Klage für die Städte war die Rechtsprechung. Das türkische bürgerliche Recht war abgeschafft und das alte religiöse Recht, das unverfälscht auf dem Koran beruhende Verfahren des arabischen Kadis, wiedereingeführt worden. Abdulla setzte uns – mit stillem Schmunzeln – auseinander, daß man zu gegebener Zeit im Koran schon die Meinungen und Festsetzungen ausfindig machen würde, die nötig seien, um ihn den Bedürfnissen des modernen Handelsverkehrs, wie zum Beispiel dem Bank- und Börsenwesen, anzupassen. Inzwischen gewannen natürlich die Beduinen, was die Städter durch die Abschaffung des bürgerlichen Rechts verloren. Scherif Hussein hatte die Wiedereinführung der alten Stammesverfassung stillschweigend gutgeheißen. Beduinen, die einen Streit miteinander hatten, brachten ihre Sache vor den Stammesrichter, ein in der angesehensten Familie erbliches Amt, das durch Zahlung einer Ziege für jeden Haushalt, als jährliche Abgabe, bestätigt wurde. Das Urteil beruhte auf Gewohnheitsrecht, wobei Präzedenzfälle aus einer umfangreichen, im Gedächtnis aufbewahrten Sammlung herangezogen wurden. Das Verfahren war öffentlich und gebührenfrei. In Streitfällen zwischen Angehörigen verschiedener Stämme wurde der Richter nach gegenseitiger Übereinkunft gewählt oder man zog den Richter eines unparteilichen Stammes heran. Lag ein besonders schwieriger und verwickelter Fall vor, wurde der Richter von vier Beisitzern unterstützt; zwei wurden vom Kläger aus der Familie des Beklagten, zwei von dem Beklagten aus der Familie des Klägers benannt. Die Entscheidung erfolgte stets einstimmig.

Dieses Bild, das Abdulla vor unseren Augen entwarf, betrachteten wir mit trüben Gedanken an den Garten Eden und an all das, was Eva, die nun draußen vor den Mauern der Stadt in ihrem Grabe ruhte, für die Menschheit, wie sie im allgemeinen ist, auf ewig vertan hat.

Dann zog Storrs mich in die Verhandlung, indem er Abdulla nach seiner Ansicht über den gegenwärtigen Stand des Feldzugs fragte. Dieser wurde sofort ernst und sagte, er wüschte die Engländer von der dringenden Notwendigkeit ihrer sofortigen und persönlichen Mitwirkung bei der Sache zu überzeugen, was er folgendermaßen begründete:

Durch unser Versäumnis, die Hedschasbahn* zu unterbrechen, seien die Türken in der Lage, fortgesetzt Truppen und Material zur Verstärkung nach Medina zu senden.

Faisal sei aus der Stadt vertrieben worden; und der Feind sei bereits dabei, eine fliegende Kolonne aller Waffengattungen aufzustellen, um damit auf Rabegh zu marschieren.

Die Araber in den Bergen längs des Weges nach Rabegh seien infolge unserer Säumnis zu schwach an Artillerie, Maschinengewehren und sonstigem Material, um den Vormarsch ernstlich aufhalten zu können.

Hussein Mabeirig, der Scheik der Maszuk-Harb, habe sich auf seiten der Türken gestellt. Sobald die Kolonne von Medina vorrücke, würden sich die Harb ihr anschließen.

Danach also bliebe seinem Vater nichts anderes übrig, als sich an die Spitze seines Volkes von Mekka zu stellen und angesichts der Heiligen Stadt im Kampf zu sterben.

In diesem Augenblick läutete das Telefon: Der Großscherif wüschte Abdulla zu sprechen. Er wurde vom Stand unserer Unterredung unterrichtet und bestätigte sogleich, daß er äußerstenfalls so handeln würde. Die Türken würden nur über seine Leiche in Mekka eindringen. Das Telefon klingelte ab; Abdulla wandte sich ein wenig lächelnd zu uns und fragte, ob zur Verhütung solchen Unheils eine englische Brigade, wenn möglich,

* Eisenbahn von Damaskus nach Medina. (A. d. Ü.)

aus mohammedanischen Truppen bestehend, in Suez transportbereit gehalten werden könne, um, wenn die Türken von Medina vorrückten, nach Rabegh geworfen zu werden. Was wir über diesen Vorschlag dächten?

Ich erwiderte, erstens habe Scherif Hussein von uns nicht verlangt, daß wir die Hedschasbahn unterbrächen, da er sie für seinen siegreichen Vormarsch nach Syrien brauchen würde; zweitens sei das Dynamit für die Sprengungen von ihm zurückgesandt worden mit dem Bescheid, daß der Umgang damit für Araber zu gefährlich sei; drittens habe Faisal keinerlei Materialforderungen an uns gestellt.

Was die Brigade für Rabegh beträfe, so wäre das eine schwierige Frage. Schiffsraum wäre kostbar; und wir könnten nicht ewig in Suez leere Transportschiffe bereithalten. Formationen, die nur aus Moslemin bestünden, gäbe es in unserer Armee nicht. Eine britische Brigade wäre ein ziemlicher Apparat und würde viel Zeit auch zum Ein- und Ausladen brauchen. Die Rabegh-Stellung wäre ziemlich ausgedehnt. Eine Brigade würde sie kaum halten können und gar nicht in der Lage sein, Truppen zu entsenden, um eine türkische Kolonne daran zu hindern, unter Umgehung von Rabegh ins Hinterland einzubrechen. Sie könnte höchstens die Küste unter dem Schutz der Kanonen eines Kriegsschiffes verteidigen, und dazu reichte auch ein Kriegsschiff ohne Truppen aus.

Abdulla erwiderte, daß Kriegsschiffe allein nicht mehr genügend moralische Wirkung erzielen würden, da seit den Dardanellenkämpfen die Legende von der Allmacht der britischen Flotte zerstört wäre. Die Türken könnten nicht an Rabegh vorbei, da dort die einzigen Wasserstellen des ganzen Gebiets lägen und die Türken daher auf diese Brunnen angewiesen wären. Die Bereitstellung einer Brigade mit den nötigen Transportschiffen würde nur eine vorübergehende Maßnahme bedeuten, denn er würde seine siegreichen Taif-Regimenter auf dem östlichen Weg von Mekka nach Medina führen. Sobald er in Stellung sei, würde er Ali und Faisal Weisung zukommen lassen, damit sie von Süden und Westen her den Feind einschlossen; und danach

könnte man mit vereinten Kräften einen großen Angriff unternehmen, bei dem, so es Gott gefalle, Medina genommen werden würde. Mittlerweile würde Asis el Masri die Freiwilligen aus Mesopotamien und Syrien in Rabegh zu Bataillonen zusammensetzen. Wenn wir dann noch die arabischen Kriegsgefangenen aus Indien und Ägypten hinzufügten, würden genügend Kräfte vorhanden sein, um die Aufgaben zu übernehmen, die vorübergehend der britischen Brigade zugeteilt waren.

Ich antwortete, daß ich seine Meinung der ägyptischen Regierung unterbreiten würde, daß aber England nur sehr ungern Truppen der lebenswichtigen Verteidigung Ägyptens entziehen würde (obgleich er nicht glauben dürfe, daß der Kanal irgendwie ernstlich durch die Türken bedroht sei), und daß England noch weniger geneigt wäre, etwa Christen zur Verteidigung der Heiligen Stadt zu Hilfe zu schicken, da gewisse mohammedanische Kreise in Indien, die an dem unverjährbaren Recht des Türkischen Reiches auf die Haremeins* festhielten, unsere Beweggründe und unser Handeln falsch auslegen würden. Ich glaubte aber, daß ich seine Vorschläge vielleicht wirksamer unterstützen könnte, wenn ich über die Rabegh-Frage auf Grund persönlicher Einsicht in die dortigen Verhältnisse und Stimmungen zu berichten in der Lage wäre. Auch würde ich Faisal gern sehen, um mich mit ihm über alles Notwendige zu besprechen, namentlich über die Möglichkeit einer längeren Verteidigung durch die Stämme seines Berglandes, wenn wir sie mit Material unterstützten. Mein Wunsch sei, von Rabegh die Sultanstraße gegen Medina hinaufzureiten bis zum Lager Faisals.

Storrs legte sich ins Mittel und unterstützte mich nach Kräften, indem er darauf hinwies, wie außerordentlich wichtig es für das britische Oberkommando in Ägypten sei, durch einen geübten Beobachter eingehend und rechtzeitig über die Lage unterrichtet zu werden; daß man mich, den tüchtigsten und unentbehrlichsten Offizier des Stabes, heruntergesandt hätte, beweise, eine wie ernste Bedeutung Sir Archibald Murray der arabischen

* Haremeins = die Heiligen Städte. (A. d. Ü.)

Angelegenheit beimesse. Abdulla ging ans Telefon und versuchte, die Einwilligung seines Vaters für meine Reise ins Innere des Landes zu erhalten. Der Scherif nahm den Vorschlag mit entschiedenem Mißtrauen auf. Abdulla setzte die Gründe auseinander, wies auf die Vorteile hin und übergab dann Storrs den Hörer, der seine ganze diplomatische Kunst vor dem Alten spielen ließ. Storrs in vollem Schwung zuzuhören war ein Genuß, allein schon der arabischen Sprache wegen, aber auch eine wirksame Lektion für jeden Engländer, wie man mit argwöhnischen und widerspenstigen Orientalen umzugehen hat. Es war schlechthin unmöglich, ihm länger als einige Minuten zu widerstehen, und auch in diesem Fall erreichte er seinen Zweck. Der Scherif verlangte wieder nach Abdulla und ermächtigte ihn, an Ali zu schreiben und ihm anheimzustellen, mir die Erlaubnis zum Besuch Faisals im Dschebel Subh zu geben, falls er es für angemessen hielte und nichts Besonderes dagegen vorläge. Abdulla veränderte unter Storrs' Einfluß diesen bedingten Bescheid in eine klare schriftliche Anweisung an Ali, mich so schnell wie möglich mit guten Reittieren zu versehen und unter voller Sicherheit zum Lager Faisals zu bringen. Da das alles war, was ich, und ein gut Teil von dem, was Storrs begehrte, begaben wir uns zu Tisch.

NEUNTES KAPITEL

Die Stadt Dschidida hatte uns schon auf dem Weg zum Konsulat gut gefallen. Nach dem Mittagessen, als es ein wenig kühler war oder wenigstens die Sonne nicht mehr so hoch stand, machten wir uns daher auf den Weg, um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Unser Führer war Young, der Sekretär Wilsons, ein Mann, der sich in den Dingen von einst besser auskannte als in den Dingen von heute.

Dschidida war in der Tat eine merkwürdige Stadt. Die Straßen waren schmale Gassen, im Basarviertel holzüberdeckt, und da, wo sie offen waren, blickte der Himmel nur durch einen

schmalen Spalt zwischen den hohen Firsten der weißgetünchten Häuser. Diese, aus Korallenkalkstein gebaut, waren vier bis fünf Stockwerk hoch, durch viereckige Balken versteift und mit weiten Bogenfenstern versehen, die durch graue, vom Boden bis zum Dach laufende Holztäfelungen verbunden waren. Die Fenster in Dschidda hatten keine Scheiben, dafür aber eine Fülle schönen Gitterwerks, und einige der Umrahmungen zeigten sehr feine Flachornamentik. Die schweren, zweiflügeligen Türen aus Teakholz waren reich geschnitzt, oft mit viereckigen Gucklöchern versehen und mit Angeln und Ringklopfern von kunstvoller Schmiedearbeit. Man sah auch viel Stuckplastik und an älteren Häusern reichgeschnittene Steinknäufe und Pfosten an den nach dem Innenhof gehenden Fenstern.

Die ganze Bauweise erinnerte an den zierlichen Fachwerkstil des elisabethanischen Zeitalters, namentlich in der überladenen Manier von Cheshire, jedoch auf eine kapriziös spielerische Art bis zur äußersten Spitze getrieben. Die Fronten der Häuser waren filigranartig durchbrochen und getüncht, so daß sie aussahen wie aus Pappe geschnitten für irgendeine romantische Bühnendekoration. Jedes Stockwerk überragte das andere, kein Fenster saß gerade, und oftmals standen selbst die Wände schief. Dschidda war fast wie eine tote Stadt, so lautlos und still. Die winkligen Gassen waren mit feuchtem, mit der Zeit festgetretenem Sand bedeckt, so daß man geräuschlos wie über einen Teppich schritt. Alle die Gitter und Nischen fingen jedes laute Wort ab. Es gab weder Wagen – dazu waren die Straßen zu schmal – noch Hufgeklapper, noch lärmendes Treiben. Alles war gedämpft, gedrückt und fast wie verstohlen. Die Haustüren schlossen sich lautlos, wenn wir vorübergingen. Man hörte kein Kindergeschrei, kein Hundegebell; und nur in dem noch halb schlafenden Basar sahen wir einige Fußgänger. Die wenigen, die wir trafen, magere Gestalten mit narbigen, haarlosen, wie von Krankheit verwüsteten Gesichtern und zusammengekniffenen Augen, glitten rasch und scheu an uns vorbei, ohne uns anzublicken. In ihren dürftigen weißen Kleidern, mit den Käppchen auf den geschorenen Schädeln, roten baumwollenen Überwür-

fen und bloßen Füßen sahen sie einer wie der andere aus, fast wie uniformiert.

Die Luft war tödlich beklemmend, wie leblos; nicht glühend heiß, sondern voll eines gewissen Moderduftes, eines Hauchs von Alter und Erschöpfung, wie wir ihn noch in keiner anderen Stadt gespürt hatten: keine Orgie von Gerüchen wie in Smyrna, Neapel oder Marseille, sondern ein Muff von Verbrauchsein, von Ausdünstung vieler Menschen, von ständigem, heißem Badedunst und Schweiß. Man hätte meinen können, Dschidda wäre seit Jahren von keinem frischen Windzug durchlüftet worden und die Straßen bewahrten jahraus, jahrein, seit die Häuser standen und solange sie stehen würden, immer die gleiche Luft. Im Basar gab es auch nichts Gescheites zu kaufen.

Am Abend läutete das Telefon; der Scherif wünschte Storrs zu sprechen und fragte ihn, ob wir Lust hätten, seine Musikkapelle zu hören. Storrs fragte erstaunt, was das für eine Kapelle wäre, und beglückwünschte Seine Heiligkeit zu einem so offenbaren kulturellen Fortschritt. Der Scherif erzählte, daß beim Hauptquartier des türkischen Hedschas-Kommandos ein Trompeterkorps gewesen war, das jeden Abend vor dem Generalgouverneur gespielt hatte; und als dann der Generalgouverneur durch Abdulla bei Taif gefangengenommen wurde, geriet mit ihm auch seine Kapelle in Gefangenschaft. Die Kriegsgefangenen wurden zur Internierung nach Ägypten geschickt, mit Ausnahme der Kapelle, die in Mekka zurückbehalten wurde, um die Sieger mit ihren Weisen zu erfreuen. Scherif Hussein legte den Hörer auf den Tisch in seiner Empfangshalle und wir, einer nach dem andern feierlich zum Apparat gerufen, hörten die Musik in dem fünf- undvierzig Meilen entfernten Palast von Mekka. Storrs gab unserer hohen Befriedigung Ausdruck, und der Scherif, seine Huld überbietend, erklärte, daß die Kapelle in Eilmärschen nach Dschidda gesandt werden sollte, um bei uns im Hof zu spielen. »Und«, fügte er hinzu, »Ihr macht mir dann das Vergnügen, mich von dort aus anzuläuten, damit ich Euren Genuß teilen kann.«

Am nächsten Tag besuchte Storrs Abdulla in seinem Zelt außerhalb der Stadt beim Grab der Eva. Sie besichtigten zusam-

men das Lazarett, die Baracken, die städtischen Behörden und erfreuten sich an der Gastfreundschaft des Bürgermeisters und des Gouverneurs. Zwischendurch sprach man von Geld, vom Titel des Scherifs, seinen Beziehungen zu den übrigen Fürsten Arabiens und von der allgemeinen Kriegslage: unverbindliche Gemeinplätze, wie sie zwischen Gesandten zweier Regierungen üblich sind. Mich langweilte das, und ich hielt mich meist fern; denn seit der Unterhaltung am Vormittag stand es bei mir fest, daß Abdulla nicht der Führer war, den wir brauchten. Wir hatten ihn gebeten, uns die Entstehungsgeschichte des arabischen Aufstandes zu schildern; und was er erzählte, warf bezeichnende Streiflichter auf seinen Charakter. Er begann mit einer ausführlichen Beschreibung Talaats, des ersten Türken, der sich über die Unruhe im Hedschas ihm gegenüber ausgesprochen hatte. Talaat gedachte, den Hedschas völlig zu unterwerfen und dort den Militärdienst wie im übrigen Reich einzuführen.

Um ihm zuvorzukommen, hatte Abdulla einen Plan für eine friedliche Erhebung des Hedschas entworfen und ihn zunächst, nachdem er mit Kitchener erfolglos verhandelt hatte, für das Jahr 1915 in Aussicht genommen. Er hatte beabsichtigt, während der Festtage die Stämme aufzubieten und sich der Pilger zu versichern. Dabei würden sie zahlreiche führende Persönlichkeiten der Türkei und außerdem hervorragende Mohammedaner aus Ägypten, Indien, Java, Erythräa und Algier gefangengenommen haben. Im Besitz dieser Tausende von Geiseln hatte er gehofft, die beteiligten Großmächte zum Eingreifen zu veranlassen. Nach seiner Ansicht würden diese auf die Pforte einen Druck ausgeübt haben, um die Freilassung ihrer Staatsangehörigen zu erreichen. Die Pforte, die zu ohnmächtig war, um militärisch mit dem Hedschas fertig zu werden, hätte entweder dem Scherif Zugeständnisse machen oder den fremden Mächten gegenüber ihre Ohnmacht eingestehen müssen. Im letzteren Fall würde Abdulla sich mit diesen unmittelbar in Verbindung gesetzt und gegen Zusicherung der Unabhängigkeit von der Türkei ihre Forderungen erfüllt haben. Ich konnte mich mit diesem Projekt nicht befreunden und war froh, als Abdulla mit etwas

verächtlichem Lächeln erklärte, Faisal habe rein aus Furcht seinen Vater gebeten, davon abzustehen. Das sprach für Faisal, und auf ihn setzte ich nun immer mehr meine Hoffnungen als auf den großen Führer.

Am Abend kam Abdulla zum Diner zu Oberst Wilson. Wir empfingen ihn im Vorhof an der Treppe des Hauses. Hinter ihm kam sein glänzendes Gefolge von Bedienten und Sklaven, und hinter diesen eine bleiche Schar abgemagerter Gestalten mit bärtigen, kummervollen Gesichtern, in zerlumpte Uniformen gekleidet und verrostete Blechinstrumente tragend. Abdulla wies mit der Hand nach ihnen hin und krächte entzückt: »Meine Kapelle!« Wir brachten sie im Vorhof auf Bänken unter, und Wilson schickte ihnen Zigaretten, während wir zum Speisesaal hinaufstiegen, dessen Balkonläden in Hoffnung auf eine frische Seebrise weit und begierig geöffnet waren. Als wir uns gesetzt hatten, begann die Kapelle, unter den Flinten und Säbeln von Abdullas Gefolge, eine Reihe herzbrechender türkischer Weisen zu spielen, wobei jedes Instrument seine eigenen Wege ging. Uns taten von dem Lärm die Ohren weh; aber Abdulla strahlte.

Wir waren eine merkwürdige Gesellschaft. Abdulla selbst, Vizepräsident »in partibus« der türkischen Kammer und jetzt Außenminister des arabischen Rebellenstaates; Wilson, Gouverneur der Rote-Meer-Provinz des Sudans und Seiner Majestät Gesandter beim Scherif von Mekka; Storrs, Sekretär für orientalische Angelegenheiten bei Gorst, Kitchener und schließlich McMahon in Kairo; Young, Cochrane und ich selbst, Angehörige des Stabes; Sayid Ali, General in der ägyptischen Armee, Kommandeur der vom Sirdar zur ersten Unterstützung der Araber herübergesandten Abteilung; Asis el Masri, jetzt Stabschef der regulären arabischen Armee, ehemals Envers Nebenbuhler als Führer der türkischen und Senussi-Truppen gegen die Italiener, der Hauptverschwörer der arabischen Offiziere im türkischen Heer gegen das Komitee »Einheit und Fortschritt«, von den Türken zum Tode verurteilt, weil er den Vertrag von Lausanne befolgt hatte, und gerettet durch die »Times« und Lord Kitchener.

Wir hatten genug von türkischer Musik und verlangten nach etwas Deutschem. Asis trat auf den Balkon und rief der Kapelle auf türkisch zu, etwas Ausländisches zu spielen. Darauf stimmten sie, etwas wackelig zwar, »Deutschland über alles« an, just in dem Augenblick, als der Großscherif in Mekka an sein Telefon kam, um unserer Festmusik zu lauschen. Wir wollten noch mehr deutsche Musik hören, und sie spielten: »Ein feste Burg«. Mitten drin aber versackten sie in ersterbenden Dissonanzen der Trommeln. Die Felle waren durch die feuchte Luft Dschidda schlaff geworden. Sie riefen nach Feuer, worauf Wilsons Diener und Abdullas Leibwache ganze Haufen von Stroh und Kisten heranschleppten. Über der entfachten Glut wurden die Trommeln unter Hin- und Herdrehen erwärmt, und dann legten sie los mit etwas, wovon sie behaupteten, es sei der »Haßgesang«; aber wir konnten darin nichts irgendwie Europäisches entdecken. Sayid Ali wandte sich an Abdulla und sagte: »Es ist ein Trauermarsch.« Abdulla bekam große Augen; doch Storrs legte sich rasch rettend ins Mittel und brachte durch ein geschicktes Wort alle zum Lachen. Zum Beschluß des Festes sandten wir den kummervollen Musikern eine Belohnung, aber sie schwangen sich zu keiner rechten Freude an unserer Anerkennung auf und baten nur, nach Hause geschickt zu werden.

Am nächsten Morgen verließ ich Dschidda zu Schiff, um nach Rabegh zu fahren.

ZEHNTES KAPITEL

In Rabegh lag die »Northbrook« vor Anker, ein Schiff der Indischen Marine. An Bord traf ich Oberst Parker, unseren Verbindungs-offizier bei Scherif Ali, dem er meinen Brief von Abdulla übermittelte mit dem »Befehl« seines Vaters, mich unverzüglich zu Faisal zu senden. Ali wurde stutzig über den Inhalt des Schreibens, aber er konnte nichts dagegen tun; denn die einzige telegraphische Verbindung mit Mekka ging über die Funkstation unseres Schiffes, und er scheute sich natürlich, auf diesem

Weg bei seinem Vater vorstellig zu werden. So tat er alles, was er konnte, und stellte mir sein eigenes prächtiges Reitkamel zur Verfügung, gesattelt mit seinem eigenen Sattel und behangen mit üppigen Schabracken und Polstern in jener aus vielfarbigen Lederstücken zusammengesetzten Nedschdarbeit, mit geflochtenen Fransen und silberdurchwirktem Netzwerk. Als zuverlässigen Führer zum Lager Faisals erwählte er Tafas el Raaschid, vom Stamm der Hawasim-Harb, nebst dessen Sohn.

Er tat das alles Nuri Said zu Gefallen, dem Bagdader Generalstabsoffizier, dessen ich mich einst in Kairo, als er dort krank lag, angenommen hatte. Nuri war jetzt zweiter Kommandeur der regulären Truppen, die Asis el Masni in Rabegh aufstellte und einübte. Einen anderen Freund bei Hofe hatte ich in dem Sekretär Fais el Ghusein. Er war ein Sulut-Scheik aus dem Hauran und ehemaliger Beamter der türkischen Regierung, während des Krieges war er über Armenien entflohen und hatte schließlich in Basra Gertrude Bell getroffen. Sie hatte ihn mit warmen Empfehlungen zu mir geschickt.

Für Ali selber faßte ich große Zuneigung. Er war von mittlerer Größe, schlank und sah älter aus als siebenunddreißig Jahre. Er ging ein wenig gebückt. Seine Gesichtsfarbe war blaß, die Augen groß und dunkelbraun, die Nase schmal und ziemlich gebogen, der Mund bitter und herabgezogen. Er hatte einen spärlichen schwarzen Bart und sehr zarte Hände. Sein Auftreten war gemessen und würdig, dabei aber offen, und er machte mir den Eindruck eines sympathischen, selbstbewußten Herren, ohne große Charakterstärke, nervös und ziemlich abgespannt. Durch seine Krankheit (er war schwindstüchtig) war er plötzlichen Anfällen heftiger Erregungszustände ausgesetzt, denen lange Perioden kraftlosen Starrsinns vorangingen und folgten. Er war sehr gebildet, ein besonderer Kenner der Religion und Gesetzeskunde und fromm fast bis zum Fanatismus. Er war sich seiner hohen Abkunft allzu bewußt, um ehrgeizig zu sein, und innerlich zu sauber, um bei seiner Umgebung eigennützige Beweggründe zu sehen oder vorauszusetzen. Infolgedessen geriet er leicht unter den Einfluß seiner Umgebung und war für Rat-

schläge zu empfänglich, um ein großer Führer zu sein, obwohl er durch die Reinheit seines Willens und Verhaltens die Liebe aller gewann, die mit ihm in Berührung kamen. Wenn sich Faisal nicht als der Prophet herausstellen sollte, den ich suchte, so mochte der Aufstand zur Not auch mit Ali als Führer einigermaßen vorwärtsgehen. Er schien mir mehr Araber zu sein als Abdulla oder auch Seid, sein jüngerer Halbbruder, der ihm in Rabegh zur Hand ging; Seid kam zusammen mit Ali, Nuri und Asis zu dem Palmenhain hinaus, wo mein Aufbruch stattfand. Er war ein schüchterner, blasser, bartloser Junge von etwa neunzehn Jahren, sanft und ein wenig tapsig, kein Eiferer des Aufstandes. Seine Mutter war eine Türkin, und er war im Harem aufgewachsen, so daß er kaum viel innere Anteilnahme an einer arabischen Erhebung haben konnte. Aber heute zeigte er sich denkbar entgegenkommend und übertraf darin sogar Ali, vielleicht weil seine Gefühle durch die Reise eines Christen in die Heilige Provinz auf Veranlassung des Emirs von Mekka nicht übermäßig verletzt wurden. Seid war natürlich noch weniger als Abdulla der geborene Führer, den ich suchte. Aber ich mochte ihn gern, denn ich konnte erkennen, daß noch ein ganzer Mann aus ihm werden würde, wenn er sich erst selbst gefunden hatte.

Ali ließ mich nicht vor Sonnenuntergang abreiten, denn keiner von seinen Leuten sollte mein Verlassen des Lagers bemerken. Selbst vor seinen Sklaven hielt er die Reise geheim und versah mich mit arabischem Mantel und Kopftuch, die meine Uniform verhüllen und mir im Dunkeln auf dem Kamel eine unauffällige Silhouette geben sollten. Da ich keine Vorräte bei mir hatte, gab er Tafas Weisung, in dem sechzig Meilen entfernten Bir el Scheik, der ersten Tagesrast, Lebensmittel anzukaufen, und befahl ihm aufs strengste, unterwegs jederlei neugierige Fragen oder Erkundigungen von mir fernzuhalten und alle Lager oder sonstige Begegnungen zu vermeiden. Die Masruh-Harb, die das Gebiet um Rabegh bewohnten, waren dem Scheich nur äußerlich ergeben. Ihre wirkliche Anhänglichkeit gehörte Hussein Mabeirig, dem ehrgeizigen Scheik des Stammes, der

auf den Emir von Mekka eifersüchtig und von ihm abgefallen war. Er lebte jetzt als Flüchtling in den Bergen im Osten und stand, wie man wußte, mit den Türken in Verbindung. Sein Stamm war nicht ausgesprochen türkenfreundlich, aber schuldete ihm Gehorsam. Wenn er von meiner Reise gehört hätte, würde er sicher seinen Leuten befohlen haben, mich auf dem Weg durch sein Gebiet aufzuhalten.

Tafas war ein Hasimi, vom Zweige Beni Salem der Harb, und stand daher mit den Masruh nicht auf gutem Fuß. Das machte ihn mir geneigt, und da er einmal den Auftrag, mich zu Faisal zu geleiten, übernommen hatte, konnte man ihm vertrauen. Die Treue zum Reisebegleiter ist den arabischen Stämmen heilig. Nach ihrer Anschauung ist der Führer mit seinem Leben für das seines Gefährten verantwortlich. Ein Harbi, der einst Huber nach Medina zu bringen gelobt, aber sein Wort gebrochen und ihn unterwegs, als er entdeckte, daß jener ein Christ war, bei Rabegh ermordet hatte, war von der öffentlichen Meinung geächtet worden. Seitdem hatte er, obwohl die religiösen Vorurteile der Menge auf seiner Seite waren, elend und verlassen in den Bergen gelebt, von jedem freundschaftlichen Verkehr ausgeschlossen und beraubt der Möglichkeit, eine Tochter des Stammes zu heiraten. Wir konnten uns also auf Tafas und seinen Sohn Abdulla verlassen; Ali bemühte sich, durch eingehende Unterweisungen dafür zu sorgen, daß die Ausführung des Auftrags auch den Absichten entsprach.

Wir ritten durch die Palmenhaine, welche die zerstreuten Häuser des Dorfes Rabegh wie ein Gürtel umschlossen, und dann unter die Sterne hinaus, durch die Tihamma dahin, jenen sandigen und flachen Wüstenstreifen, der sich an der Westküste Arabiens zwischen Meeresstrand und Randgebirge auf Hunderte von Meilen einformig dahinzieht. Tagsüber herrschte in dieser Ebene eine unerträgliche Hitze, und ihre Wasserarmut machte die Durchquerung höchst beschwerlich. Doch war dieser Weg nicht zu vermeiden, da die wasserreichen Randgebirge von Norden wie von Süden her zu schroff waren für einen Übergang mit beladenen Tieren.

Die Kühle der Nacht war wohlthuend nach dem mit Widrigkeiten und Verhandlungen hingeschleppten Tag in Rabegh. Tafas führte schweigend, und die Kamele schritten lautlos über den weichen, ebenen Sand. Während wir so dahinzogen, dachte ich daran, daß wir hier auf der alten Pilgerstraße ritten, auf der seit unzähligen Generationen das Volk aus dem Norden herabgezogen kam, um die Heiligen Städte zu besuchen und Gaben des Glaubens am Heiligen Grab niederzulegen. Und mir kam der Gedanke, daß die Erhebung Arabiens gewissermaßen eine Pilgerfahrt in umgekehrter Richtung werden könnte, eine Pilgerfahrt, die dem Norden – Syrien – ein anderes Ideal bringen würde: den Glauben an die Freiheit an Stelle ihres früheren Glaubens an eine Offenbarung.

Mehrere Stunden lang ritten wir gleichförmig dahin. Bisweilen strauchelten die Kamele; dann rafften sie sich wieder hoch und die Sättel krachten: Anzeichen dafür, daß die glatte Ebene in Triebsandgelände überging, das mit niedrigem Strauchwerk bestanden und infolgedessen uneben war, da sich um die Pflanzen kleine Dämme stauten und die Wirbel der Seewinde die Zwischenräume aushöhlten. Die Kamele schienen im Dunkeln nicht gang sicher zu sein, und da der sternbeleuchtete Sand kaum Schatten zeigte, waren Unebenheiten und Löcher schwer zu erkennen. Kurz vor Mitternacht hielten wir an; ich wickelte mich fester in meinen Mantel und suchte mir eine meiner Größe passende Kuhle, in der ich gut bis fast zur Morgendämmerung schlief.

Sobald Tafas den frostigen Lufthauch des nahenden Tages spürte, war er auf den Beinen, und zwei Minuten später schaukelten wir von neuem dahin. Eine Stunde danach, als es eben hell wurde, klotzten wir einen niedrigen Lavarücken hinan, der fast bis zur Höhe mit Flugsand bedeckt war. Ein schmaler Ausläufer nahe dem Ufer verband ihn mit dem großen Lavafeld von Hedschas, dessen Westrand rechts von uns aufstieg und die Lage der Küstenstraße bestimmte. Der Rücken war steinig, aber nicht lang, die bläuliche Lava hatte beiderseits niedrige Grate angestaut, von denen aus man – wie Tafas sagte – die Schiffe draußen

auf dem Meer sehen konnte. Zu seiten des Weges hatten hier die Pilger Steinmale errichtet. Bisweilen waren es einzelne kleine Pfeiler, aus je drei übereinandergeschichteten Steinen bestehend, bisweilen regellose Haufen, denen jeder Vorübergehende nach Belieben einen Stein hinzufügte – ohne eigentlich zu wissen warum, nur weil es andere auch taten, und die wußten vielleicht den Grund.

Jenseits der Höhe stieg der Pfad in eine weite, offene Ebene hinab, die Masturah, durch die das Wadi* Fura zum Meer floß. Die ganze Oberfläche war bedeckt mit ineinanderlaufenden, wenige Zoll tiefen Rinnen aus lockerem Steingeröll: den Betten des Hochwassers, wenn es nach einem der seltenen Regenfälle in Tareif sich mit stromartiger Gewalt zum Meer ergoß. Das Delta der Flußmündung war ungefähr sechs Meilen breit, und in seinem unteren Teil traten zuweilen für ein bis zwei Stunden oder selbst für ein bis zwei Tage kleine Wasserläufe hervor. Der Untergrund war voller Feuchtigkeit und durch die darüberliegende Sandschicht vor dem Austrocknen geschützt, so daß Dornbäume und lockeres Buschwerk darauf wuchsen. Manche Stämme waren einen Fuß im Durchmesser stark und etwa zwanzig Fuß hoch. Die Bäume und Büsche standen in einzelnen Gruppen verstreut, und ihre unteren Zweige waren von Kamelen abgefressen, so daß sie wie künstlich gestutzt aussahen, was in dieser Wildnis einen seltsamen Eindruck machte, zumal die Tihamma sich bisher nur als eine kahle Öde gezeigt hatte.

Zwei Stunden stromaufwärts lag, wie Tafas berichtete, der Durchbruch, wo das Wadi Fura aus den letzten Granitbergen heraustrat; dort war ein kleines Dorf entstanden, Khoreba, mit Bewässerungskanälen, Brunnen und Palmenhainen, bewohnt von einer kleinen Anzahl Freigelassener, die Dattelbau betrieben. Das war von Bedeutung. Wir hatten nicht gewußt, daß das Bett des Wadi Fura einen direkten Verbindungsweg darstellte, der aus der Gegend von Medina bis in die Nähe von Rabegh

* Wadis = trockene, oft tief eingeschnittene Flußtäler, die nur während der Winterregen, etwa Januar und Februar, Wasser führen, dann allerdings zu reißenden Strömen werden. (A. d. Ü.)

führte. Er lag so weit südlich und östlich von Faisals vermutlicher Stellung in den Bergen, daß er von da aus kaum gedeckt werden konnte. Abdulla hatte uns auf das Vorhandensein Khorebas nicht aufmerksam gemacht, trotzdem es für die Rabegh-Stellung von großer Wichtigkeit war, da der Feind dort eine Wasserstelle finden konnte, die vor unserem Eingreifen oder unseren Schiffsgeschützen sicher war. Die Türken konnten bei Khoreba starke Kräfte zusammenziehen, um von da aus die von uns vorgesehene Brigade in Rabegh anzugreifen.

Auf weitere Fragen erzählte Tafas, daß bei Hadschar, in den Bergen östlich von Rabegh, eine weitere Wasserstelle vorhanden wäre, die den Masruh gehörte und wo sich jetzt das Hauptquartier Hussein Mabeirigs, ihres türkenfreundlichen Scheiks, befände. Die Türken konnten sie von Khoreba aus als nächste Station auf ihrem Marsch nach Mekka benutzen und dabei Rabegh unbelästigt und, ohne von dort einem Angriff ausgesetzt zu sein, in ihrer Flanke liegenlassen. Das bedeutete, daß die angeforderte englische Brigade nicht imstande sein würde, Mekka vor den Türken zu schützen. Dazu würden Kräfte mit einer Front oder einem Aktionsradius von einigen zwanzig Meilen* erforderlich sein, die den Feind von allen drei Wasserstellen fernhalten konnten.

Die Sonne stand noch nicht hoch am Himmel, und wir ließen die Kamele über das gleichmäßige Kiesgeröll zwischen den Bäumen in ständigem Trab gehen, um den Brunnen von Masturah zu erreichen, die erste Station auf der Pilgerstraße von Rabegh, wo wir tranken und etwas rasten wollten. Ich war ganz entzückt von meinem Kamel, denn ich hatte nie vorher auf einem so trefflichen Tier gesessen. In Ägypten gibt es keine guten Kamele, und die aus der Sinaiwüste, obgleich kräftig und abgehärtet, sind nicht auf diesen sanften, gleichmäßigen und raschen Gang dressiert wie die prächtigen Tiere der arabischen Fürsten.

Doch blieben die Fertigkeiten meines Kamels an diesem Tag durchaus ungenutzt, denn sie konnten nur Reitern zugute kom-

* 1 Englische Meile = 1,609 km. (A. d. Ü.)

men, die sich darauf verstanden und den Kniff weghatten, nicht aber mir, der ich lediglich getragen zu werden erwartete und von dieser Reitkunst wenig Ahnung hatte. Es ist nicht schwer, auf dem Buckel eines Kamels zu sitzen, ohne herunterzufallen; aber mit Verständnis das Beste aus ihm herauszuholen, ohne bei langer Reise Reiter und Tier zu überanstrengen, dazu gehört allerlei. Tafas gab mir unterwegs einige Winke in dieser Beziehung; und das war in der Tat so ziemlich das einzige, worüber er mit mir sprach. Der Befehl, mich von jeder Berührung mit Menschen fernzuhalten, schien auch seine eigenen Lippen verschlossen zu haben. Schade, denn sein Dialekt interessierte mich.

Nahe am Nordrand der Masturah trafen wir auf den Brunnen. Daneben lagen verfallene Steinmauern, wahrscheinlich einst eine Hütte, und gegenüber einige Schutzdächer aus Zweigen und Palmblättern, unter denen ein paar Beduinen hockten. Wir grüßten sie nicht, sondern Tafas bog hinter die Mauerruinen und wir stiegen ab. Dort blieb ich im Schatten sitzen, während Tafas und sein Sohn Abdulla die Kamele tränkten und für sich wie für mich einen Trunk Wasser schöpften. Der Brunnen war alt und geräumig, mit einer gut erhaltenen steinernen Einfassung und einer starken Mauerkappe über der Öffnung. Er war ungefähr zwanzig Fuß tief, und zur Bequemlichkeit für Reisende, die wie wir keine Seile bei sich hatten, war in dem Mauerwerk ein Schacht ausgespart mit Stützen für Hand und Fuß, so daß jedermann hinabsteigen und seinen Ziegenschlauch füllen konnte.

Unnütze Hände hatten Steine in den Brunnen geworfen, so daß der Grund zum Teil verstopft war und wenig Wasser gab. Abdulla band seine flatternden Ärmel über der Schulter zusammen, schürzte das lange Gewand unter dem Patronengürtel, und hurtig ab- und auf kletternd, brachte er jedesmal vier bis fünf Gallonen* herauf, die er für die Kamele in einen Steintrog neben dem Brunnen goß. Jedes von ihnen soff etwa fünf Gallonen, denn sie waren zuletzt am Tag vorher in Rabegh getränkt worden. Dann ließen wir sie etwas umherschweifen, während wir

* 1 Gallone = 4,54 Liter. (A. d. Ü.)

friedlich beieinandersaßen und die leichte Brise von See atmeten. Abdulla rauchte eine Zigarette zur Belohnung für seine Mühlen.

Einige Harb kamen heran mit einer großen Herde Zuchtkamele und begannen sie zu tränken. Ein Mann stieg in den Brunnen hinab, um den schweren Ledereimer zu füllen, den dann die anderen Hand vor Hand mit lautem Stakkatogesang heraufzogen.

Wir sahen ihnen zu, ohne uns mit ihnen einzulassen. Denn sie waren Masruh und wir Beni Salem; und wenn auch die beiden Stämme zur Zeit in Frieden lebten und jeder ungehindert durch das Gebiet des anderen ziehen mochte, so war das nur eine vorübergehende Verständigung im Hinblick auf den Krieg des Scherifs gegen die Türken und entsprach nur wenig den wahren Gesinnungen.

Während wir ihnen zusahen, näherten sich von Norden her zwei Reiter auf rasch und leicht trabenden Vollblutkamelen. Beide waren junge Männer. Der eine trug kostbare Kaschmirgewänder und ein reich mit Seide gesticktes Kopftuch; der andere war in einfachen weißen Baumwollstoff gekleidet, mit einem Kopftuch aus rotem Kattun. Sie machten neben dem Brunnen halt; der Reichgekleidete glitt anmutig zur Erde, ohne sein Kamel niedergehen zu lassen, warf seinem Begleiter den Halfter zu und sagte nachlässig: »Tränke sie, ich gehe derweil mich ausruhen.« Dann schlenderte er zu uns herüber und ließ sich im Schatten der Mauer nieder, nachdem er einen Blick gemachter Gleichgültigkeit auf uns geworfen hatte. Er bot mir eine frisch gedrehte und geklebte Zigarette an und sagte: »Ihr kommt aus Syrien herunter?« Ich wich höflich aus, indem ich der Vermutung Ausdruck gab, er komme von Mekka, worauf er ebensowenig direkte Antwort gab. Wir sprachen dann noch einiges über den Krieg und die Magerkeit der Kamelstuten der Harb.

Der andere Reiter stand mittlerweile bei dem Brunnen, müßig die Halfter haltend, und schien zu warten, bis die Harb ihre Herde getränkt hätten und die Reihe an ihn käme. Sein junger Herr rief ihm zu: »Was soll das, Mustafa? Gib sofort den Tieren zu trinken!« Der Diener kam zu uns und sagte betrübt: »Sie wol-

len mich nicht heranlassen.« »Zum Teufel !« rief sein Herr wütend, sprang auf und schlug dem unglücklichen Mustafa mit dem Reitstock drei- oder viermal über Kopf und Schultern. »Geh und frage sie!« Mustafa machte eine beleidigte, verdutzte und zornige Miene, fast als wollte er zurückschlagen, besann sich aber eines Besseren und eilte zum Brunnen.

Die betroffenen Harb machten ihm mitleidig Platz und ließen seine zwei Kamele aus ihrem Wassertrog saufen. Sie flüsteren: »Wer ist er?«, und Mustafa sagte: »Der Vetter unseres Herrn von Mekka.« Sofort liefen sie hin, knüpften ein Bündel von einem ihrer Sättel los und streuten daraus den beiden Reitkamel-Futter von grünen Blättern und Dornstrauchknospen. Diese werden gesammelt, indem man mit schweren Stöcken auf die niedrigen Büsche schlägt, bis die abgebrochenen Zweigspitzen auf das darunter ausgebreitete Tuch herniederregnen.

Der junge Scherif sah ihnen befriedigt zu. Als sein Kamel gegessen hatte, kletterte er leicht und ohne jede Anstrengung über den Hals in den Sattel, setzte sich lässig zurecht, nahm salbungsvoll Abschied von uns und rief des Himmels reiche Gnade auf die Araber herab. Sie wünschten ihm gute Reise, und er ritt nach Süden zu davon, während wir, nachdem Abdulla unsere Kamele herbeigebracht hatte, uns nach Norden wandten. Zehn Minuten später hörte ich den alten Tafas kichern und sah vergnügte Fältchen zwischen seinem grauen Schnurr- und Vollbart.

»Was hast du, Tafas?« fragte ich.

»Herr, du sahst jene beiden Reiter am Brunnen?«

»Den Scherif und seinen Diener?«

»Ja; aber es war der Scherif Ali ibn el Hussein von Modhig und sein Vetter, Scherif Mohsin, die Oberherren der Harith, die Todfeinde der Masruh. Sie fürchteten, angehalten oder vom Wasser vertrieben zu werden, wenn die Araber sie erkannten. So gaben sie sich als Herr und Diener aus, von Mekka kommend. Habt Ihr den Zorn Mohsins gesehen, als Ali ihn schlug? Ali ist ein Teufel. Mit elf Jahren floh er aus seines Vaters Haus zu seinem Onkel, dessen Gewerbe das Berauben von Pilgern war, und lebte bei ihm viele Monate, bis sein Vater ihn wieder einfing. Vom

ersten Tag der Schlacht bei Medina an war er bei unserm Herrn Faisal und führte die Ateiba an in den Ebenen rund um Aar und Bir Derwisch. Hier waren die Kamelgefechte, und Ali wollte keinen Mann bei sich haben, der es ihm nicht gleichtun konnte: neben dem Kamel herlaufen und sich mit einer Hand in den Sattel schwingen, während die andere die schußbereite Büchse hielt. Die Kinder der Harith sind Kinder der Schlacht.« Zum erstenmal floß der Mund des alten Mannes über von Worten.

ELFTES KAPITEL

Während er sprach, durcheilten wir die blendende, fast baumlose Ebene, deren Boden nach und nach weicher wurde. Anfangs war es graues Geröll gewesen, dichtgelagert wie Kies. Allmählich nahm der Sand mehr und mehr zu und die Steine wurden seltener, so daß man sie schließlich einzeln nach Farbe und Art unterscheiden konnte: Porphyry, Basalt, grüner Schiefer. Zuletzt war es nahezu reiner weißer Sand, mit einer härteren Gesteinschicht darunter, über den man wie über weichen Teppich ritt. Die einzelnen Sandkörnchen waren blank geschliffen und fingen wie kleine Diamanten die Sonnenstrahlen in so blendenden Reflexen auf, daß ich es nach einer Weile nicht mehr aushalten konnte. Ich kniff die Augen zusammen und zog mir das Kopftuch wie ein Visier bis tief über die Nase, um mich so vor der Hitze zu schützen, die mir in glasigen Wellen vom Boden herauf ins Gesicht schlug. Etwa achtzig Meilen vor uns tauchte hinter Janbo der massige Gipfel des Rudhwa auf und schwand wieder in dem flimmernden Dunst, der seinen Fuß verhüllte. Ganz nahe in der Ebene erhoben sich die niedrigen formlosen Höhen von Hesna, die den Weg zu sperren schienen. Zu unserer Rechten zog sich der steile Rücken des Beni Ajub dahin, scharf und kantig wie eine Säge, die erste der Bergketten zwischen der Tihamma und der steilen Brüstung des Hochlands um Medina, nordwärts sich abdachend zu einer blauen, sanften Hügelgirlande. Hinter dieser aber stiegen mächtige Gebirgszüge, jetzt von

der Abendsonne rot beleuchtet, gleich einer hochgestuften Treppe langsam hinan zum ragenden Hauptmassiv des Dschebel Subh mit seinen phantastischen Granitkegeln.

Ein wenig später bogen wir von der Pilgerstraße rechts ab und ritten von nun an quer über einen sanft ansteigenden Basaltrücken, so von Sand überdeckt, daß nur die obersten Grate daraus hervorragten. Er hielt genügend Feuchtigkeit, daß kurzes, hartes Gras und Strauchwerk reichlich seine Hänge bedeckten, wo ein paar Schafe und Ziegen weideten. Dort wies Tafas auf einen Stein, der die Grenze des Gebietes der Masruh bezeichnete, und erklärte mit grimmiger Freude, daß er nun daheim auf dem Eigentum seines Stammes wäre und seiner Wache ledig sein könnte.

Vielfach hält man die Wüste für leeres Land, Freigut für jeden Beliebigen; aber in Wirklichkeit hat jeder Berg und jedes Tal einen anerkannten Besitzer, der das Recht seiner Familie oder seines Stammes sofort gegen jeden Eindringling geltend machen würde. Sogar die Brunnen und Bäume haben ihre Eigentümer, die gestatten, daß man sich Wasser von dem einen, Brennholz von den anderen nimmt, soviel man braucht für den eigenen Bedarf; doch sie würden jeden vertreiben, der versuchte, aus ihrem Eigentum Nutzen zu ziehen oder es zu seinem privaten Vorteil auszubeuten. Es herrscht eine sonderbare Art von Kommunismus in der Wüste, der die Natur und was sie bietet, jedem, den man als freundlich gesinnt kennt, zu freiem Gebrauch, aber nur für eigne Zwecke überläßt. Die logische Auswirkung ist die Beschränkung dieses Vorrechts auf die Menschen der Wüste und ihre schroffe Ablehnung gegen jeden Außenstehenden, der keinerlei Einführung oder Bürgschaft aufzuweisen hat; denn die gemeinsame Sicherheit liegt in der gemeinsamen Verantwortlichkeit der Blutgemeinschaft. Für Tafas wurde in seinem eigenen Land die Sorge um meine Sicherheit zu einer leichten Bürde.

Die Täler begannen sich schroff abzuzeichnen, ihr Bett bestand aus sauberem Sand und Kies, unterbrochen hie und da von einem mächtigen, von der Flut herabgetragenen Felsblock. Überall standen Ginsterbüsche, mit ihrem Grün und Grau dem

Auge wohlthuend, gut für Brennholz, aber zum Abweiden ungeeignet. Es ging stetig bergan, bis wir den Hauptweg der Pilgerstraße erreichten. Wir folgten ihr, bis bei Sonnenuntergang der Weiler Bir el Scheik in Sicht kam. Bei Dunkelwerden, als eben die Feuer der Abendmahlzeit angezündet wurden, ritten wir durch die breite Straße ein und machten halt. Tafas trat in eine der zwanzig elenden Hütten, und unter Geflüster, unterbrochen von langen Pausen des Schweigens, erhandelte er Mehl, woraus er mit Wasser einen Teigkuchen knetete, zwei Zoll* dick und acht Zoll im Durchmesser. Diesen vergrub er in die Asche eines Reisigfeuers, das ihm eine Frau der Subh, die ihn zu kennen schien, angefacht hatte. Als der Kuchen durchwärmt war, zog er ihn vom Feuer fort und klopfte die Asche ab, worauf wir ihn untereinander teilten. Abdulla ging dann, um sich Tabak zu kaufen.

Man sagte mir, der Ort habe zwei steingemauerte Brunnen am Fuß des südlichen Abhanges; aber ich spürte keine Lust, sie zu besichtigen, denn ich war müde von dem langen ungewohnten Ritt des Tages, und die Hitze in der Ebene hatte mir stark zugesetzt. Meine Haut war voller Blasen, und meine Augen schmerzten von dem scharfen Lichtreflex des silbrigen Sandes und der glänzenden Kiesel. Die letzten zwei Jahre hatte ich in Kairo verbracht, Tag für Tag am Schreibtisch hockend, in einem kleinen überfüllten Büro, mit hunderterlei eiligen Sachen beschäftigt, die inmitten ablenkenden Getriebes durchdacht und besprochen werden mußten, aber ohne jede körperliche Betätigung, außer dem täglichen Gang zwischen Büro und Hotel. Daher wurde mir dieser plötzliche Wechsel einigermaßen schwer, denn ich hatte keine Zeit gehabt, mich erst nach und nach an die pestilenzialische Glut der arabischen Sonne und die Eintönigkeit langer Kamelritte zu gewöhnen. Wir mußten in derselben Nacht noch eine zweite Station erreichen, und am anderen Tag stand bis zum Lager Faisals noch eine lange Reise bevor.

So war mir das Abkochen und Einkaufen sehr willkommen, womit eine Stunde verging; wir kamen überein, noch eine wei-

* 1 Zoll = 2,4 cm. (A. d. Ü.)

tere Stunde zu rasten, und als diese zu Ende war, stieg ich ungerne wieder in den Sattel. Wir ritten in pechschwarzer Finsternis immer talauf und talab, abwechselnd durch heiße oder kühlere Luftschichten, je nachdem wir offenes Feld oder geschützte Senkungen passierten. Nach der Lautlosigkeit unseres Rittes zu urteilen, die dem gespannt lauschenden Ohr förmlich wehtat, muß der Boden sandig gewesen sein und weich wie ein Teppich, denn ich schlief ständig im Sattel ein, um alle paar Sekunden aus dem Halbschlaf wieder aufzuschrecken, wenn ich, durch einen unregelmäßigen Schritt des Tieres aus dem Gleichgewicht gekommen, instinktiv nach dem Sattelknopf griff. Bei der Dunkelheit und der Einförmigkeit des Geländes war es mir unmöglich, die schweren Lider über den stierenden Augen offenzuhalten. Lange nach Mitternacht machten wir endlich Rast; und ich war, in den Mantel gehüllt, in einer höchst komfortablen kleinen Sandkuhle eingeschlafen, ehe noch Abdulla mein Kamel niedergehalftert hatte.

Drei Stunden später waren wir wieder im Sattel, und jetzt beleuchtete der späte Mond unseren Weg. Wir ritten das Wadi Mareh hinab – sein ausgetrocknetes Bett tot, heiß, schweigend, und rechts und links scharfzackige Höhen, schwarzweiß ragend in der ermatteten Luft. Viele Bäume. Endlich graute der Tag, als wir just aus der Enge herauskamen in eine weite Ebene, über deren Fläche ein unruhiger Wind launische Staubwirbel drehte. Es wurde immer heller, und nun zeigte sich hart rechts von uns Bir ibn Hassani. Die saubere Ansiedlung von rührend unwahrscheinlichen Häuschen, braun und weiß, wie Schutz suchend aneinandergedrängt, nahm sich puppenhaft aus und erschien noch verlassener als die Wüste selbst unter dem riesigen Schatten der finster dahinter aufragenden Wand des Subh. Während wir hinschauten, in der Hoffnung, Leben vor den Türen zu entdecken, brach die Sonne hervor; und die zackige Klippenwand, tausende von Fuß über unseren Köpfen, setzte sich plötzlich in hart zurückgeworfenem Glanz weißen Lichts gegen den in schwindender Dämmerung noch matten Himmel ab.

Indes wir durch die Talebene weiterritten, kam ein alter geschwätziger Kamelreiter von den Häusern her zu uns herübergetrabt, in der Absicht, sich uns anzuschließen. Er nannte sich Khallaf und schien von übergroßer Freundlichkeit. Seine Vorstellung erfolgte inmitten eines Stromes abgedroschener Redensarten, und als sie erwidert war, suchte er uns in ein Gespräch zu verwickeln. Doch Tafas zeigte sich abgeneigt gegen seine Gesellschaft und gab nur lakonische Antworten. Khallaf ließ sich nicht abschrecken, und um sich beliebt zu machen, beugte er sich zu guter Letzt herunter und kramte in seiner Satteltasche, bis er einen kleinen verschlossenen Emailletopf hervorzog, der eine ansehnliche Portion des im Hedschas üblichen Reiseproviants enthielt. Es war der gleiche ungesäuerte Teig von gestern, nur, bevor er ausgekühlt war, in den Fingern zerkrümelt und mit flüssiger Butter durchfeuchtet, so daß das Ganze breiig zusammenpappte. Zum Essen süßte man ihn mit gemahlenem Zucker, griff dann mit den Fingern hinein und formte, wie aus feuchtem Sägemehl, kleine Kugeln.

Ich aß nur wenig bei dieser ersten Kostprobe; Tafas und Abdulla aber langten kräftig zu, so daß Khallaf zum Dank für seine Freigebigkeit halb hungrig blieb: wohlverdientermaßen, denn es gilt bei den Arabern für weibisch, auf einer kleinen Reise von hundert Meilen Proviant mitzuführen. Wir waren nun Kameraden, und der Schwatz begann von neuem. Khallaf erzählte uns von den letzten Kämpfen und von einer Schlappe, die Faisal am Tag vorher erlitten hatte. Er schien aus seiner Stellung bei den Quellen des Wadi Safra zurückgeworfen worden zu sein und jetzt bei Hamra zu stehen, das nur eine kurze Wegstrecke von uns entfernt war; oder Khallaf glaubte wenigstens, daß er dort stände: wir würden das sicher im nächsten Dorf auf unserem Weg erfahren. Der Kampf schien nicht schwer gewesen zu sein; doch hatten die wenigen Verluste gerade den Stamm von Tafas und Khallaf betroffen, und die Namen wie Verwundung eines jeden wurden der Reihe nach aufgezählt.

Inzwischen blickte ich umher und fand mich zu meinem Erstaunen in einer ganz veränderten Landschaft. Sand und Geröll-

schutt wie in der vergangenen Nacht und in Bir el Scheik waren verschwunden. Wir ritten ein Tal hinauf, etwa zwei- bis fünfhundert Yard* breit, bedeckt mit Kies und leichtem, ziemlich festem Boden, aus dem hie und da kleine Hügel aus einem verwitterten grünen Gestein aufragten. Viele Dornbäume standen umher, darunter langstämmige Akazien, wohl dreißig Fuß hoch und mehr, von herrlichem Grün, und dazwischen Tamarisken und dichtes Buschwerk, so daß das Ganze in den langen weichen Schatten dieses frühen Morgens fast einem anmutigen, wohlgepflegten Park glich. Der ganz ebene und wie rein gefegte Boden, die vielfältigen Kiesel mit ihren heiter erstrahlenden Farben gaben der Landschaft etwas wie von einer Zeichnung; und der Eindruck wurde noch verstärkt durch die klaren, scharf abgesetzten Linien der Berge. Sie erhoben sich gleichmäßig zu beiden Seiten, Steilhänge von tausend Fuß Höhe, aus granitbraunem und dunklem, porphyrfarbenem Fels mit rosa Flecken und zu alledem noch ruhten diese rotleuchtenden Gipfel auf einem hundert Fuß hohen Sockel quergemaserten Gesteins, das mit seiner seltsamen Färbung wie von einer feinen Mooschicht überdeckt schien.

Nach einem Ritt von sieben Meilen gelangten wir auf eine niedrige Wasserscheide, gekrönt von einer Mauer aus behauenen Granitsteinen, jetzt nur noch lose Trümmerhaufen, aber einst ohne Zweifel ein Grenzwall. Sie lief von Fels zu Fels und stieg selbst ein beträchtliches Stück die Bergwände hinan, da, wo die Hänge nicht allzu steil waren. In der Mitte, wo die Straße durchlief, hatten zwei Einfriedigungen gelegen, vielleicht frühere Viehhegen. Ich fragte Khallaf nach der Bedeutung der Mauer. Er antwortete, er wäre in Damaskus, Konstantinopel und Kairo gewesen und hätte viel Freunde unter den Großen Ägyptens. Ob mir dort einer der Engländer bekannt wäre? Khallaf schien sich sehr für meine Persönlichkeit und meinen Reisezweck zu interessieren. Er versuchte mich zu fangen, indem er anfang, ägyptisch zu reden. Als ich ihm im Dialekt von Aleppo

* 1 Yard = 0,914 m. (A. d. Ü.)

